Platon
als Hüter des Lebens

Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart

von

Hans F. K. Günther

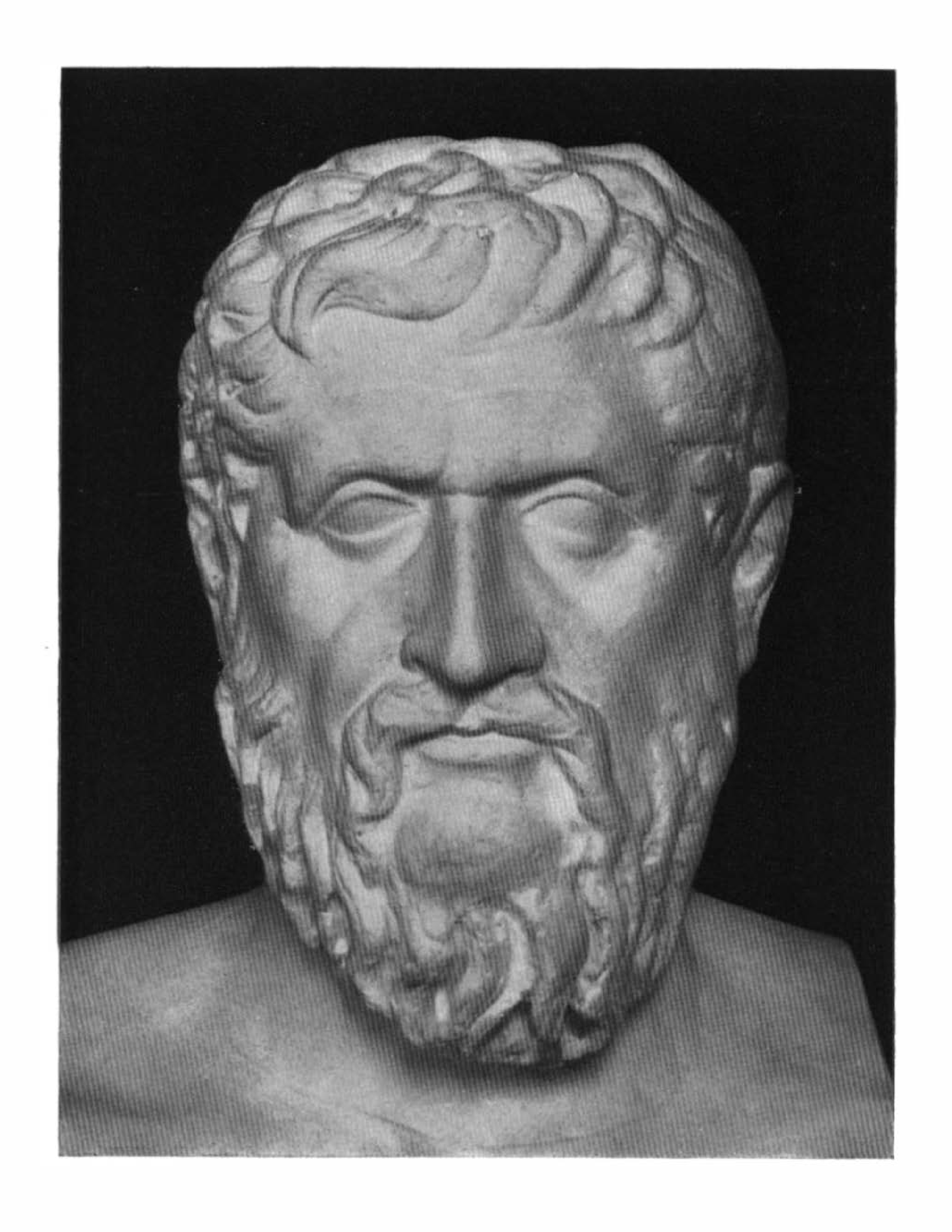
Zweite Auflage



J. F. Lehmanns Verlag München

Hans F. K. Günther

Platon
als Hüter des Lebens



Platon

(Abguß der Büste in Holtham Hall)

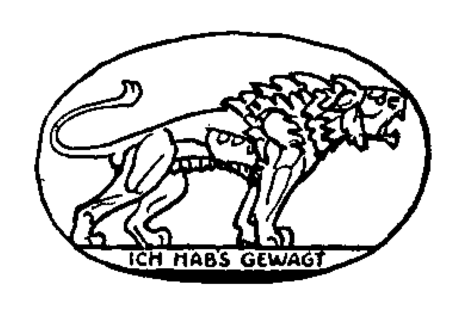
Platon
als Hüter des Lebens

Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart

von

Hans F. K. Günther

Zweite Auflage



J. F. Lehmanns Verlag München

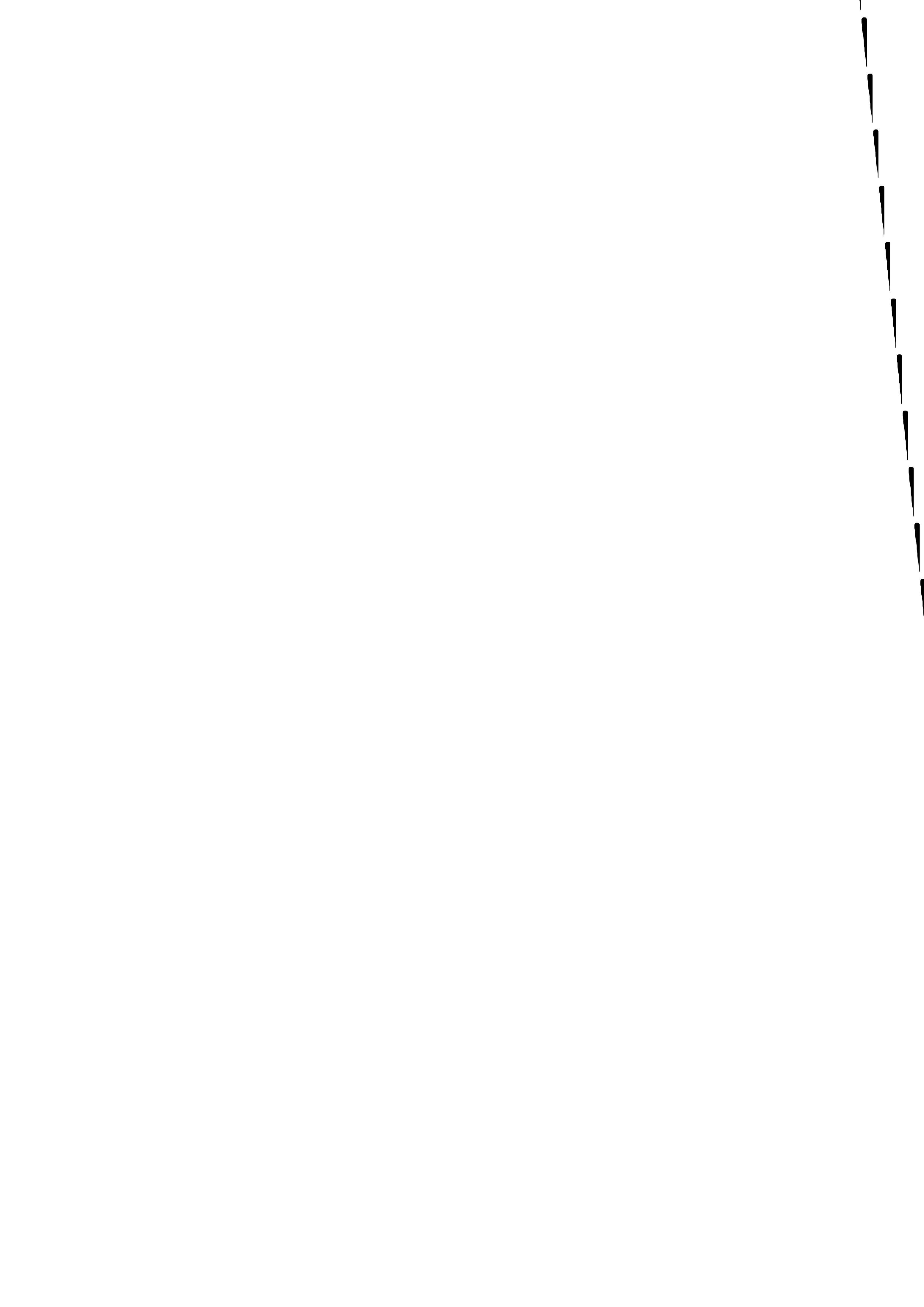
Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen
Printed in Germany

Herrn Professor

Dr. Paul Schultze-Naumburg

verehrungsvoll

zugeeignet



Vorwort zur ersten Auflage

Die folgenden Darlegungen sind aus einem Vortrag entstanden, den ich im Frühjahr und Sommer 1928 einmal in Guteborn und einmal in München gehalten habe. Wie ich bei jedem dieser beiden Vorträge mich jeweils in der Ausdrucksweise und in gewissen Abschnitten auch im Inhalt nach der Zusammensetzung der Zuhörerschaft gerichtet habe, so habe ich für die Niederschrift auch wieder geringe Änderungen durchgeführt. Ich habe für diese vor allem längere Zusätze eingefügt, welche den Vortrag als solchen ungebührlich verlängert hätten. Im ganzen aber habe ich die Darstellungsweise des mündlichen Vortrags beibehalten, so auch in der leichteren, hier und da über eine Schwierigkeit hinweggehenden Ausgestaltung, so vor allem in der gebotenen Vermeidung von allerhand Einzelnachweisen und Belegen. Die Absicht war weniger, Platons Gedanken über Vererbung und Auslese in ihrem Verhältnis zu Erziehung und Staat im einzelnen zu erörtern, sondern zunächst – bevor ich die Muße zu einer eingehenden Darstellung finde – einmal Platon als den überragenden Denker zu nennen, der die Bedeutung der Erbanlagen für Erziehung und Staat nicht übersehen, sondern vielmehr gänzlich erkannt und ernstlich gelehrt hat.

Die in kleinerem Schriftbild wiedergegebenen Stellen aus Platons Briefen, aus „Staat", „Staatsmann" und „Gesetzen", sind bis auf einige geringfügige Abweichungen den ausgezeichneten Übersetzungen von Otto Apelt entnommen. Einige rassenkundliche Bezeichnungen, welche ich im Gang der Darstellung gebraucht habe, sind zum Verständnis des Ganzen nicht notwendig. Wer die durch sie angedeuteten Zusammenhänge im einzelnen verfolgen will, sei auf meine rassen-

kundlichen Arbeiten und das in ihnen genannte Schrifttum verwiesen. Daß ich für den zeit- und philosophiegeschichtlichen Rahmen meiner Darstellung mancherlei Büchern und noch Vorlesungen meiner Studentenjahre zu Dank verpflichtet bin, versteht sich einerseits ebenso von selbst, wie es andererseits die Dankesempfindung nicht mindert.

Saaleck bei Kösen (Thüringen), im Sommer 1928

Vorwort zur zweiten Auflage

Für die zweite Auflage ist diese Schrift ein wenig erweitert worden, ohne daß am Gedankengang des Ganzen etwas geändert worden ist.

Jena, zu Frühlingsbeginn 1935

Hans F. K. Günther

Wer das Tiefste gedacht, liebt
das Lebendigste.

(Hölderlin)

Zuvor ein Überblick über Platons Lebenslauf, wenn auch in aller Kürze! Das Geburtsjahr des Weisen ist 427 v. Chr. Die Eltern stammten beide aus dem höchsten Adel Attikas, aus einer Schicht also, in welcher sich bis in diese Spätzeit Athens hinein das nordische Blut des frühen Hellenentums am besten erhalten haben mußte. Die bekannten Platonbüsten scheinen einer Grabbüste nachgebildet zu sein, welche ein Bildhauer nach Platons Tod geschaffen hatte. Die wenig bekannte Büste in Holkham Hall (England), welche der Däne Frederik Poulsen als die des Bildhauers Silanion und als einziges verwertbares Zeugnis von Platons Zügen bezeichnet hat, zeigt einen Kopf vorwiegend nordischer Rasse mit dinarischem Einschlag. In seinem seelischen Wesen und nach seinen Werken erscheint Platon als ein im wesentlichen nordischer Mensch.

Platon war reich begabt, ausgestattet mit hervorragenden Gaben des Leibes und der Seele, gerühmt wegen seiner Tüchtigkeit in Leibesübungen, später verehrt wegen seiner geistigen Schöpfungen: ein voller Mensch. Er fühlte sich zum Dichter berufen, hatte wohl auch einige Dichtungen verfaßt, als sich die für ihn entscheidende

Begegnung mit Sokrates ereignete. Nun wurde er zum Philosophen — zum Philosophen jedoch, der als Gestalter seines Denkens stets der berufene Künstler blieb: ein voller Mensch. Er erlebte den Vollzug des Todesurteils über Sokrates, den er als Lehrer verehrte. Er blieb nach dem Tode dieses Lehrers der Vaterstadt fern, auf Reisen, verweilte um 390 v. Chr. wahrscheinlich auf Sizilien, kehrte dann zurück und begründete im Jahre 387 jene Schule, die nach ihrer Lage beim Heiligtume des Akademos den Namen Akademeia erhielt. Im Jahre 368 v. Chr. unternahm er eine zweite, im Jahre 361 eine dritte Reise nach Sizilien. Dann lehrte er zu Athen in seiner Schule weiter bis zu seinem Tode. Er starb als Achtzigjähriger im Jahre 347 v. Chr.

Von Platon sind etwa 30 Werke erhalten, Darstellungen seiner Philosophie in Form von Unterredungen: die platonischen Dialoge. Von diesen Dialogen sind für unsere Betrachtungen besonders wichtig: 1. Der Staat (Politeia), 2. Der Staatsmann (Politikós), 3. Die Gesetze (Nomoi). — Ich scheide nun im folgenden nicht zwischen diesen einzelnen Werken so, daß ich sie nach ihrer geschichtlichen Abfolge betrachte. Platon ist ja im ersten dieser Werke wirklichkeitsferner, entwirft einen Wunschstaat ohne feste Verknüpfungen mit den vorhandenen Staaten seiner Zeit; im „Staatsmann" schon sieht er dies ein, spricht von dem „zweitbesten Staat", den es zu gründen gelte; in den „Gesetzen" sind die ihm mög-

lichen Zugeständnisse an die Wirklichkeit alle gemacht, ist der wirklichkeitsnahe Staat entworfen. Wir wollen nun von all dem absehen, was in diesen drei Werken auf unsere eigene Gegenwart weniger oder gar nicht anwendbar ist, sei es, daß Platon von Dingen spricht, die nur dem Hellenentum oder nur seiner Zeit eigen sind, sei es, daß er — wie vor allem im „Staat" — zu wenig von nahezu allgemeinen Bedingungen des menschlichen und staatlichen Lebens ausgeht und damit damaliger wie heutiger Wirklichkeit zu ferne bleibt. Wir wollen doch am ehesten wissen, was Platon als ein Hüter des wertvollen Lebens auch uns noch zu geben hat.

Um dieses für uns Geltende innerhalb Platons Gesamtwerk zu erblicken, zuerst ein paar allgemeinere Überlegungen!

Wenn wir Platon einen Philosophen nennen, so dürfen wir diese Benennung nicht in diesem oder jenem uns geläufigen engeren Sinne fassen, dürfen in Platon nicht etwa einen bloßen Logiker oder Erkenntnistheoretiker sehen, auch nicht an uns geläufigere Gestalten von Philosophieprofessoren denken. Nein, Platon ist der einzige oder doch einer der sehr wenigen Denker, die man sich im Freien lehrend vorstellen muß. Alle anderen, Größte unter ihnen, haben doch noch

etwas vom Lehrsaal, von der Gelehrtenstube, von Bücherei an sich, mag dies auch ihrer Bedeutung keineswegs abträglich sein.

Platon bietet nicht nur Feststellung, vermittelt nicht nur Erkenntnis, endet nicht bei irgendeiner „Objektivität“, sondern immer ruft er auch auf zu etwas, strebt mit seiner Erkenntnis irgendwohin, setzt Ziele, will dieses Menschliche, jenes Staatliche, will etwas noch in den Tagen, da sein Tod kommt: er hinterläßt seinen letzten Staatsentwurf unvollendet. Im 7. Briefe drückt er sein Wesen deutlich aus: „Vor allem bestimmte mich die Achtung vor mir selbst: ich wollte vor mir selbst nicht als ein bloßer Theoretiker dastehen, der sich nicht aus freien Stücken an irgendeine Tat wagt.“ — So gibt es auch wenige große Denker, auf welche so wie auf Platon das Wort Goethes sich münzen ließe: „Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend.“ — Alles Denken Platons wirkt als Vorbereitung auf ein überlegtes, besonnenes, zweckmäßiges Handeln, das Handeln eines Verantwortungsbereiten.

Für den Hellenen wie den Römer der besten Zeiten war Verantwortungsbereitschaft im Staate der Kern der Bürgerehre. Platon wäre ein schlechter Hellene gewesen, hätte er solche Anschauungen nicht geteilt. Als Hellenen war ihm der Staat to koinón, das Gemeinsame, das alle und jeden Angehende, wie der Staat dem echten Römer res publica, das Öffentliche, alle und

jeden umfassende Wesen war. Zur Ehre des Bürgers gehörte, daß er ein Staatsbürger war, zum Begriff des Menschen schon, daß er ein Staatswesen, ein zōon politikón, war. Solcher besondere Klang war einem Worte wie civis Romanus eigen. Ehrlos mußte demnach erscheinen, wer dem staatlichen Leben fernblieb. Das sind bekannte geschichtliche Tatsachen, an welche aber auch für Platons Staatsauffassung wieder zu erinnern ist. Die hellenische areté, die römische virtus — wir übersetzen beides gerne mit Tugend, besser mit Tüchtigkeit — sind Werte gewesen, welche nur im Staate zu verwirklichen waren. So führt auch für Platon die Frage nach dem guten, tüchtigen Menschen gleich zur Frage nach dem guten, von Tüchtigkeit durchdrungenen Staate — und umgekehrt. So war auch Platons Akademie keine Forschungsanstalt um der Forschung willen, sondern eine Bildungsanstalt um der Hebung von Staat und Volk willen. Ist es nicht vielsagend, daß der Lehrplan der Akademeia im ganzen demjenigen gleicht, den Platon im „Staat" zur Ausbildung von Staatsmännern vorschlägt? —

Nun aber Platons eigenes Wirken im Staate? — Man weiß, daß er zweimal, 368 und 361 v. Chr., nach Sizilien fuhr, weil er hoffte, dort mit Hilfe ihm befreundeter Herrscher seinen Staatsentwurf verwirklichen zu können. Man weiß auch, mit welcher schmerzlichen Enttäuschung jede dieser Reisen für den Denker

endete. Als es ernst werden sollte, versagten beide Male die Menschen. — Warum aber hat Platon nicht in Athen, seiner Vaterstadt, gewirkt? Seine nächsten Verwandten gingen doch im innerstaatlichen Leben Athens auf.

Um Antwort auf diese Fragen zu finden, werfen wir einen Blick auf das Athen zu Platons Zeit.

Der Peloponnesische Krieg hatte mit der Niederlage Athens geendet, als Platon noch ein junger Mann war. Im Peloponnesischen Kriege hatten Sparta und Athen ihr möglichstes getan, gegenseitig ihre besten Erbstämme auszumerzen. Die ehemals herrschende Rasse, die nordische, muß durch diesen Krieg dem Aussterben nahegekommen sein. Ein Pindaros hatte im 5. Jahrhundert v. Chr. in der Neunten Nemeischen Ode seine Landsleute noch als „die blonden Danaer" besingen können; zu Platons Zeit müssen die Blonden eine sehr geringe Minderheit geworden sein. Entnordung und Entartung hatten unter den Hellenen gewirkt. Platons Zeit war eine Spätzeit. In Athen hatte sich während des Krieges die ungehemmte Massenherrschaft durchgesetzt. Ein Perikles hatte die Übel der Volksherrschaft noch abwehren können. Nach seinem Tode begann die Zersetzung, eine Klassenherrschaft der an Zahl überwiegenden Unterschicht. Wer der Masse zu schmeicheln verstand, kam zu Einfluß und Macht. Diese Zustände sind oft dargestellt worden, ebenso der auflösende Individualismus, die Betonung der Freiheit und der Rechte

des Einzelmenschen, welcher, durch die Mehrzahl der Sophisten verkündet, die Anschauungen der Athener immer leidenschaftlicher durchdrang. Hatte die hellenische Frühzeit den Einzelmenschen von der Gemeinschaft aus, vom Staate her, betrachtet und gewertet, so betrachteten die Sophisten den Staat vom Einzelmenschen und dessen Wünschen aus, forderten vom Staate die Ermöglichung möglichst vieler Freiheit für jeden einzelnen und lösten so die Überlieferung auf.

Von Anfang an sieht sich Platon im Gegensatz zu den Sophisten, die er gerade in seinen ersten Dialogen voll Hohn betrachtet. Diese sind zumeist Redner und Lehrer der Beredsamkeit, einer Beredsamkeit, welche Waffe im innerstaatlichen Kampfe war und sein sollte. Platon kann diese Redner nicht achten; ihm sind sie eher lose Schwätzer, Vielwisser und Volksverführer. Höhnisch zeichnet er im „Gorgias" einen Sophisten, der den Nutzen sophistischer Beredsamkeit rühmt: „Der Redner vermag es, gegen alle und über jede Angelegenheit so zu sprechen, daß man ihm eher glaubt — kurz gesagt, in jeder beliebigen Frage zu reden." — Im 7. Briefe verwirft er alle diese öffentlichen Redner, die sich als Aufklärer und Führer des Volkes vorkamen. Kein Staatsmann der neueren Geschichte Athens und kein Sophist der neuesten Zeit habe versucht, das Volk wirklich zu verbessern. Im „Gorgias" fallen harte Urteile auch über Themistokles und Perikles; im „The-

aitetos" kennzeichnet er die ihn empörende geltungslose Stellung des Philosophen im Staate gegenüber dem Ansehen, welches Redner und Rechtsanwälte genießen. Gegen Ende seines Lebens, im 5. Briefe, muß er diese Einsicht aussprechen:

Platon ist für sein Vaterland zu spät geboren worden; er fand sein Volk bereits in absterbender Lebenskraft; durch die Schuld der früheren Staatsmänner war es an ein Verhalten gewöhnt, das sich mit vielem, was er geraten hätte, nicht im Einklang befand. Ihm wäre nichts lieber gewesen, als seinem Volke so getreulich wie seinem eigenen Vater mit seinem Rate zu dienen, doch sagte er sich, daß er damit sich nur für nichts und wieder nichts Gefahren aussetzen und keinen Nutzen schaffen würde.

Im 7. Briefe führt Platon aus, warum für ihn in diesem Staatswesen Athen kein Platz sein könne. Er sah keine Möglichkeit zu fruchtbarer Mitarbeit an diesem Staate. Er muß mit den Menschen die Erfahrung gemacht haben, die er in dem Gleichnis von den Höhlengefangenen im 7. Buche des „Staates" demjenigen widerfahren läßt, der das Wesen der Dinge geschaut hat und nun seine Einsicht denen vermitteln möchte, welche nie mehr als den Schatten der Dinge gesehen haben.

Die laute und von sich selbst eingenommene „Bildung" der sophistischen Aufklärung mußte ihm als Geschwätz erscheinen, denn er suchte nach den Werten für eine ganze Gesittung (Kultur). Er suchte nach Gesetzen, welche Gesittung begründen und hüten könnten, und

um sich herum sah er allerlei Volksredner geschäftig, welche Nutzen und Nachteil bestehender Gesetze für den Einzelmenschen erörterten. Er hatte nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges die von Sparta eingesetzte Herrschaft der sog. 30 Tyrannen erlebt, diesen Vorstoß der Adelspartei — sein Vetter Kritias war einer der dreißig —, er hatte deren Sturz erlebt und nach ihr eine Volksherrschaft in etwas gemilderter Form — die gleiche Volksherrschaft, als deren Opfer Sokrates den Giftbecher leeren mußte. Bei all dem hatte er nur erfahren, wie jeweils die Machthaber die vorhandenen Gesetze für sich selbst ausnützten, wie sie zugleich — gerade mittels der Gesetze — den innerstaatlichen Gegner so nachhaltig wie möglich zu schädigen versuchten. Da muß ihm klar geworden sein, daß eine Heilung der Schäden an Leib und Seele Athens nur noch möglich werden würde durch einen ganz neuen Anfang. Teilzunehmen an diesem Staate muß ihm sinnlos erschienen sein, Vorbereitung des guten Staates die einzige noch erlaubte Hoffnung.

Schließlich aber kam ich zu der Überzeugung, daß alle jetzigen Staaten samt und sonders politisch verwahrlost sind, denn das ganze Gebiet der Gesetzgebung liegt in einem Zustande darnieder, der ohne eine ans Wunderbare grenzende Veranstaltung im Bunde mit einem glücklichen Zufall geradezu heillos ist. Und so sah ich mich denn zurückgedrängt auf die Pflege der echten Philosophie, der ich nachrühmen konnte, daß sie die Quelle der Erkenntnis ist für alles, was im öffentlichen Leben sowie für den Einzelnen als wahrhaft gerecht zu gelten hat. (7. Brief.)

die Sophisten sah er das geltende Recht, dessen Entstehung, Wandlung, Auslegung und Nutzen erörtern; ihn drängte es fortan, weniger Einzelrechte zu bedenken als das Rechte, das Zeitlos-Rechte. So wurde der Weg seines Denkens ein mühevoller Weg, den er sich als ein Einsamer selbst zu bahnen hatte. Führte ihn dieser Weg hinein in verwickelte Fragen über die Denkgesetze selbst, mußte er bei ihnen noch so lange verweilen: sein Ziel blieb der gute, das hieß für ihn: der das tüchtige Leben fördernde Staat. Er hoffte gegen Ende seines Lebens kaum noch, dessen Verwirklichung irgendwann und -wo zu erleben. Aber er wollte, was an ihm lag, tun, um die Grundlagen und Wachstumsgesetze des guten Staates immer wieder zu durchdenken. Vielleicht würde einmal ein junger, hochtrachtender, philosophisch belehrter Tyrann kommen, der die Kraft hätte, aus einem hellenischen Stamme nach seiner Einsicht das vorbildliche Volk im vorbildlichen Staate zu gestalten. An einen solchen jugendlichen Machthaber muß Platon gedacht haben, als er seine letzten Staatsentwürfe aufzeichnete, nachdem er auch die Enttäuschung überwunden hatte, daß sein sizilianischer Freund Dion dieser Machthaber nicht gewesen war. —

Platon hatte erkannt, daß mit der Volksherrschaft sich immer auch eine besondere schwierige Führerfrage erhebe. Je demokratischer der Staat, je mehr Volksmassen sich in seinen Städten drängen, desto mehr Redner,

Sophisten als Staatsmänner, desto weniger wortkarge Tauglichkeit und Beherrschung des Arbeitsgebietes, desto drohender auch die Gefahr, daß eben die Edlen sich dem öffentlichen Leben und Treiben entziehen, so wie er selbst sich — aus Einsicht — hatte entziehen müssen. Die Frage der Staatsführerschaft hat Platon bis zu seinem Tode beschäftigt. Wir kennen seine Lösung, eine Lösung, welche uns Heutige doch immer zunächst wieder erstaunen läßt: Die Philosophen sollen die Führer sein. Doch wir erinnern uns ja zugleich wieder daran, welchen Gehalt und Klang das Wort philósophos für einen Hellenen hatte, daß dieses Wort ja für den Hellenen unmittelbar erhellt und verständlich war, nicht wie für uns ein Fremdwort aus vier toten Silben, welche nur dem Gebildeten wieder etwas sagen können. Philósophoi, d. h. Freunde der Weisheit, der Besinnung, wollte Platon als Staatsführer, überlegende Einsichtsvolle, Besonnene, welchen Geschehnisse zu Erfahrungen geworden waren und die in Erfahrungen Gesetzmäßiges und Gesetzgebendes zu erblicken gelernt hatten. Für Platon waren die Philosophen „diejenigen, welche die Wahrheit zu schauen begierig sind“ (Staat 475). Er sah sie als Menschen, die aus Veranlagung waren „gedächtnisstark, lernbegierig, hochsinnig, voll Anmut, befreundet und verwandt mit Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Besonnenheit“ (Staat 487), und es schien ihm, als ob Feige und Unedle

an wahrer Philosophie keinen Teil haben könnten (Staat 486).

Platon will die Weisen, Gediegenen, als Führer, weil er sie frei von dem Triebe sah, der die Sophisten erfüllte, nämlich zu reden, gehört zu werden, Beifall zu finden, sich zu Staatsämtern zu drängen. Sah er als Bildungsziel der Sophisten einen auf allen Gebieten gewandt sich bewegenden und behelfenden Schwätzer, so war ihm vollendete Bildung das gleiche wie Neigung und Liebe, in des Wortes voller Bedeutung ein Staatsbürger zu sein, ein Mensch zu sein, der es gelernt hat, mit Gerechtigkeitssinn zu führen und sich führen zu lassen. Gerechtigkeit, Maßhalten, Weisheit, Tapferkeit — diese vier Tugenden, in dieser Reihenfolge aufgezählt, machen das Wesen des platonischen Staatsmannes und Philosophen aus (Gesetze 630).

Solche Führer zu bilden, wurde für Platon das höchste Erziehungsziel. Aber gleich erkannte er nun dies: der Stoff, aus dem Führer geschaffen werden, muß da sein. Nicht jeden Beliebigen kann man zu einem Führer „bilden" oder „erziehen". Die Sophisten, ja, diese hatten verbreitet, Tüchtigkeit sei lehrbar und erlernbar. Platon sieht, daß Tüchtigkeit eine Artfrage ist oder doch eine Art- und Erziehungsfrage. So bekennt sich Platon zu der Lehre von der Ungleichheit der Menschen, einer Lehre, welche für das 1789 hereingebrochene Zeitalter der öffentlichen Redner, der Menschenmassen und der

„Massenmenschen" (Ortega y Gasset) der Sophist Rousseau von neuem verdunkelt hat.

Wir sind zum wesentlichen Inhalt unserer Betrachtung gelangt. Nun Platons Worte im einzelnen!

Es läßt sich nicht erwarten, daß Platon über die Ungleichheit der Menschen, über Vererbung und Auslese, über die Bedeutung der Erbanlagen in deren Beziehung zur Umwelt, so verhältnismäßig geklärte Anschauungen gehabt hätte, wie sie heute durch die biologischen Wissenschaften, insbesondere die Vererbungslehre, zugänglich geworden sind. Platon spricht etwa im „Staat" (424) aus:

Tüchtige Erziehung und Bildung, ununterbrochen nach den nämlichen Grundsätzen gehandhabt, ergibt tüchtige Menschen, und tüchtige Menschen, ganz durchdrungen von dieser Art Bildung, werden noch trefflicher als die früheren, sowohl in anderer Hinsicht wie auch zur Fortpflanzung des Geschlechts.

Man sieht, er unterscheidet nicht klar zwischen stetig bewahrter Überlieferung von Bildungswerten und eigentlicher Vererbung. Er scheint hier auch an eine gewisse Vererbung erworbener leiblicher und seelischer Fertigkeiten auf die Nachkommen zu denken, drückt sich jedenfalls so aus, wie die heutige Lebensforschung (Biologie) und eine lebensgesetzlich (biologisch) belehrte Erziehungswissenschaft sich nicht ausdrücken würden. Ist es so bei Platon zu einer grundsätzlichen Klärung in

solchen Fragen nicht gekommen, so hat ihm doch in all seinen Erziehungs- und Staatsentwürfen seine Menschenkenntnis und Erfahrung so beigestanden, daß er im wesentlichen das gefordert hat, was heute — nach Gobineau, Mendel und Galton — den Kern erbgesundheitlicher (eugenischer, rassenhygienischer) und rassenkundlicher Einsichten ausmacht. „Das eiserne Gesetz der Ungleichheit" (Stoddard) hat Platon nie verkannt:

Ihr seid ... nun zwar alle, ihr Bürger unserer Stadt, Brüder untereinander, aber der Gott, der euch bildete, hat denen unter euch, die zum Herrschen berufen sind, bei ihrer Geburt Gold beigemischt; daher sind sie die gediegensten; den Beihelfern aber Silber, und den Ackerbauern und sonstigen Handarbeitern Eisen und Erz. Da ihr nun alle eines Stammes seid, so kann es, wenn auch in der Regel eure Nachkommen euch selbst gleichen werden, doch vorkommen, daß aus Gold ein silberner Nachkomme und aus Silber ein goldener Nachkomme erstehe, und so auch die übrigen Fälle von Gegenseitigkeit sich finden.

Den Regierenden nun gebietet die Gottheit, ... auf nichts so eifrig zu achten wie darauf, was von diesen Stoffen den Seelen ihrer Nachkommen beigemischt ist; und wenn irgendeiner ihrer [der Führerschicht] Nachkommen eine Beimischung von Eisen oder Erz hat, so dürfen sie nicht das geringste Mitleid zeigen, sondern müssen ihn dem seiner Veranlagung entsprechenden Stande zuweisen und ihn in die Klasse der Handwerker oder der Ackerbauern verweisen, und umgekehrt, wenn aus diesen letzteren einer geboren wird, der eine Beimischung von Gold oder Silber aufweist, so werden sie ihm die Ehre antun, ihn je nachdem in den Stand der Wächter oder Beihelfer zu erheben, da einem Orakelspruch zufolge die Stadt dann untergehen werde, wenn das Eisen oder das Erz über sie die Obhut führe. (Staat 415)

Die Vermischung der an Erbwert verschiedenen Sippen miteinander, eine Vermischung, die nach und nach

zur Entedelung auch der zur Staatsführung berufenen Geschlechter führt, erkennt Platon als das Grundübel eines Volkes und eines Staates:

Wird aber Eisen mit Silber gemischt und Erz mit Gold, so wird sich ein Mangel an Gleichförmigkeit und Ebenmaß einstellen, der, einmal vorhanden, überall, wo er auftritt, stets Krieg und Feindschaft erzeugt. Solcher Abkunft ist denn — so müssen wir sagen — die Zwietracht, wo immer sie auftritt. (Staat 547)

Platon schlägt eine Ständeschichtung vor, welche einer Schichtung nach erblicher Begabung und Tüchtigkeit gleichkommt. Uns erstaunt, wie deutlich er die möglichen Begabungsunterschiede zwischen Eltern und Kindern, das Mendeln der Erbanlagen, sieht, wie er die Tüchtigen aller Stände fördern will, zugleich aber — als ob ihm Forschungsergebnisse unserer Zeit, etwa die eines Hartnacke, vorgelegen hätten — die durchschnittlich höhere Begabung der oberen, die durchschnittlich geringere Begabung der unteren Stände erkannt hat, dann aber auch, wie er außer der Erleichterung des Aufstiegs der Begabten aller Stände auch eine — heute meist übersehene — „Erleichterung des Abstiegs der Minderwertigen" fordert. Uns erstaunt ferner, wie deutlich er erkennt, daß nicht Umwelt des Elternhauses und Schulung, sondern Veranlagung den Ausschlag gibt. Am Beispiel des Flötenspiels zeigt er, wie derjenige, „der von der Natur mit der besten Anlage für das Flötenspiel ausgestattet wäre", sich auszeichnen

wird, nicht der Minderbegabte, auch wenn dieser, von Tonkunst umgeben, als Sohn eines Flötenspielers aufgewachsen und im Flötenspiel von Jugend auf geschult worden wäre (Protagoras 327).

Auf die wertvolle Abstammung von Vater- und Mutterseite kommt es Platon an, auf den Adel der Erbanlagen, nicht auf die Abstammung von bekannten Adelsgeschlechtern. Zwischen Abstammung im gesellschaftlichen Sinne und Abstammung im lebensgesetzlichen Sinne hat er gut unterschieden. „Sieben reiche Ahnen" oder ein „Verzeichnis von 25 ehrwürdigen Vorfahren" (Theaitetos 174/75) bedeuten ihm nichts gegenüber der auf Erbanlagen beruhenden Wohlgeborenheit. Die Tüchtigkeit des Wohlgeborenen nennt er im Menexenos (237) ein hohes Gut, und dieses hohe Gut beruht wiederum für Platon auf der „Abstammung von Tüchtigen" (Menexenos).

Man muß sich erinnern, daß zu Platons Zeit der Adel Attikas, die Eupatriden, diese Geschlechter, denen auch noch in demokratischer Zeit die überwiegende Mehrheit aller überragenden Menschen Athens entstammte, schon mitten im Aussterben war und daß dieser Adel nordrassischer Herkunft sich seit der Frühzeit Attikas mannigfach mit fremden Erbstämmen gekreuzt hatte. So mußte Platon, wenn er eine neue Führerschicht begründen wollte, die Schaffung eines „Neuadels" erwägen, einer Führerschicht aus den Erblich-

Edelsten aller Stände. Platons Ständeschichtung nach der durchschnittlichen ererbten Begabung entspricht im ganzen der Stände- und Begabungsschichtung unserer Zeit — in beiden Fällen der Schichtung einer Spätzeit, in welcher der Bauernstand nach jahrhundertelangem Abwandern der Erblich-Tüchtigeren in der Begabungsschichtung als eine der unteren Schichten erscheint. In der hellenischen Frühzeit hätte ein Platon, wie auch ein so beobachtender Germane in der germanischen Frühzeit, die Bauern zum Stande der Herrschenden und Führenden gezählt. Aus Großbauern nordischer Rassenherkunft waren ja die eupatridischen Adelsgeschlechter hervorgegangen, von denen auch Platon abstammte. Im späten Athen war nach dauerndem Aufstieg der Tüchtigeren aus den Adelsbauern des frühen Hellenentums ein Stand armseliger Kleinbauern und Pächter geworden. —

Doch dies nur als eine Seitenbetrachtung! Wir sehen ab von den geschichtlichen Verhältnissen und Vergleichen und vergegenwärtigen uns noch einmal und als ein allgemeines Beispiel die drei Stände, ihren ererbten Anlagen nach goldhaltig, silberhaltig und eisenhaltig. Es ist die in allen Staatsentwürfen Platons geschilderte Überschichtung:

1. Der Herrscher- und Lehrstand, den Logos, die Vernunft darstellend,
2. der Wehrstand, die Wächter oder Beihelfer, den Thy-

mós, die Andreia, den Mut, die kühne Tatkraft darstellend,
3. der Nährstand, die Epithymía, die Begierde darstellend.

(Vernunft, Mut und Begierde sind für Platon Seelenteile, welche in bestimmter Mischung jede Einzelseele zusammensetzen. Die Stellung eines Menschen innerhalb der Ständeschichtung und die Stellung der Stände zueinander wird dadurch angezeigt, welcher dieser drei verschiedenwertigen Seelenteile bei einem Menschen oder einem Stande überwiegt.)

Die besondere Sorgfalt Platons gilt dem Wächterstande, dieser Ausleseschicht hoher ererbter Begabungen, aus dem immer wieder höchste ererbte Begabungen hervorgehen sollten. Diesen Stand zu hüten, ihm anspornende Aufgaben zu stellen, aus ihm tüchtigen Nachwuchs zu gewinnen, bleibt Platons bevorzugtes Anliegen. All seine Vorschläge zur erblichen Ertüchtigung des Gesamtvolkes gehen aus vom Stande der Wächter und kehren immer wieder zu ihm zurück.

Für alle Stände aber und für die Zugehörigkeit jedes einzelnen zu einem der Stände gilt allein der Ausweis der ererbten Veranlagung. Jeder befasse sich mit dem, wozu er nach seinen Erbanlagen am besten ausgerüstet ist. Platon will „jeden einzelnen dem einen bestimmten Berufe zuführen, für den ihn die Natur bestimmt hat“ (Staat 423). Wir erinnern uns daran, daß ein Rassen-

und Erbgesundheitsforscher unserer Zeit, Otto Ammon, ganz die gleichen Forderungen wieder erhoben hat: „Der Hochbegabte soll, auch wenn er an unterster Stelle das Licht der Welt erblickt hat, einen entsprechenden Platz einnehmen können, sogar den allerersten in der Gesellschaft, wenn niemand vorhanden ist, der ihn an Begabung überragt. Ein oben Geborener soll seinen Platz räumen, wenn er nicht die Fähigkeit besitzt, diesen so auszufüllen, wie dies im Interesse der Allgemeinheit verlangt werden muß. Darin liegt das wichtigste soziale Problem: denn wie wir eingesehen haben, hängt von der richtigen Lösung desselben nicht bloß die innere Wohlfahrt eines Volkes ab, sondern in dem Falle äußerer Verwicklung sein Sieg im Kampf ums Dasein" (Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen, 2. Aufl., 1896). — Ist so im platonischen Staate jedem Mitbürger sein Platz nach seiner Begabung und Eignung angewiesen, so solle jeder das Seine treiben, damit es dem Ganzen wohlergehe (Staat 423). Ein Kennzeichen der Demokratie ist für Platon, daß jeder dem andern in seine Tätigkeit hineinrede. Hier fällt uns ein, daß Goethe in seinem „Bürgergeneral" den Edelmann ähnliche Anschauungen aussprechen läßt, nur in heiterem Tone: „Kinder liebt euch, bestellt euren Acker wohl und haltet gut Haus. . . . Bei sich fange jeder an, und er wird viel zu tun finden. Er benütze die friedliche Zeit, die uns vergönnt ist; er schaffe sich

und den Seinigen einen rechtmäßigen Vorteil — so wird er dem Ganzen Vorteil bringen.“ —

Jeder treibe das Seine entsprechend seiner ererbten Veranlagung! Aus dieser Forderung ergibt sich für Platon ein Mißtrauen auch gegen Angebot und Nachfrage von allerlei „Bildung“ im damaligen Athen, das sich als Schulungsstätte für ganz Griechenland feiern ließ. Auch zur Philosophie muß man geboren sein; auch sie ist für Platon die Aufgabe einer ausgelesenen Minderheit:

Das jetzige Mißlingen nun der Philosophie und die Geringschätzung, der sie verfallen ist, haben . . . ihren Grund darin, daß man die Anforderungen an die Beschäftigung mit ihr außer acht läßt —

Anforderungen welcher Art? — Wir Heutigen sind dazu erzogen, in solchen Fällen am ehesten an allerlei Ausweise, bestandene Prüfungen, erklommene Vorbildungsstufen und dergleichen zu denken. Nicht so Platon; er fährt nämlich fort:

denn nicht Bastarde müssen sich mit ihr befassen, sondern Menschen von reinem Blute. (Staat 535)

Die Eignung zur Philosophie eine Artfrage! Die Beschäftigung mit ihr Sache einer Auslesegruppe! — Anders konnte Platon nicht denken, da er in der Philosophie — die für ihn also die Schulung für jedes führende Staatsamt umfaßte — „die Wissenschaft für die freien, nur für die reine Wahrheit begeisterten Männer“ (Sophistes 253) verstand. Für ihn war Schulung nur da sinnvoll, wo diese die Anlagen der „Menschen von

edler und freier Sinnesart“ (Gorgias 485) zu entfalten versprach.

„Die beharrlichsten und tapfersten Jünglinge müssen bei der Wahl bevorzugt werden und womöglich auch die bestgestalteten, und außerdem müssen die Gesuchten nicht nur von edler und achtunggebietender Sinnesart sein, sondern auch diejenigen Naturgaben besitzen, die der von uns geforderten Bildungsweise entsprechen.“ (Staat 535)

So denkt einer der Weisesten, wo nach ihm gerade viele mindere Philosophen die unhaltbare Lehre verbreitet haben, alle Einsicht und jede Fertigkeit und Tüchtigkeit sei erlernbar und zwar — wie manche hinzugesetzt haben — erlernbar für nahezu jedermann.

Menschen reinen Blutes sollen allein philosophieren! Sollte es Platon irgendwie bewußt geworden sein, was wir — von der Rassenforschung belehrt — annehmen müssen, daß mit den Sophisten Menschen vorderasiatischen Wesens die Macht über den hellenischen Geist an sich rissen, während die nordische Seele im Hellenentum starb, die früher vorherrschende? Eine derartige Einsicht muß diesen Worten Platons zugrunde liegen. Darum mutet auch manches in seinem Werke an wie Worte, die nur derjenige findet, der erfahren hat, wie im gleichen Volke verschiedene Rassenseelen wirken und wie Tiefstes nur vom Artgleichen begriffen wird. Auch dies ist ein Anzeichen für eine solche Erfahrung Platons: mögen andere Denker sich an alle, an jedermann wenden, er, Platon, scheidet zwischen einer Philosophie, wie man sie „der großen Menge“ bieten muß und einer,

wie sie vor den wenigen Edlen ausgesprochen werden kann. Für die wenigen Edlen — geborenen Edlen — eine Sittlichkeit um der Sittlichkeit willen, für die große Menge Sittengebote, die zugleich als kluge Verhaltungsmaßregeln für eine gedeihliche Lebensführung erscheinen, dazu die den Edlen nicht zu bietende Vorstellung von einer Vergeltung des Bösen in einem Jenseits. So durchdringt der Gedanke der erblichen Ungleichheit der Menschen Platons ganzes Werk.

Er durchdringt folgerichtigerweise vor allem seine Staatsentwürfe, denn die Erkenntnis von der Ungleichheit der Menschen muß für den Gesetzgeber sogleich zu der brennenden Frage leiten: wie erreicht der Staat eine stärkere Fortpflanzung der Menschen mit höherwertigen Erbanlagen? — Die Förderung des einzelnen Tüchtigen ist ja eine viel leichtere Aufgabe für den Staat als eine solche Förderung des Tüchtigen, daß eben diesem auch eine höhere Kinderzahl ermöglicht werde. Darum ist Platons Ziel nicht so sehr die Förderung des einzelnen Hochwertigen wie die Mehrung höherwertiger Erbanlagen. Nicht der Einzelne ist sein Ziel, sondern die tüchtigen Erbstämme und der von tüchtigen Erbstämmen getragene Staat, sein „guter Staat". —

„Wohlgestaltet und schönheitsliebend" — so stellt sich Platon nach einem Worte aus dem Kritiasbruchstück seiner Greisenjahre die Bauern der athenischen Frühzeit vor und so möchte er sich gerne die künftigen Ge-

schlechter der Hellenen denken. Darum seine Sorge um den rechten Nachwuchs.

Adeimantos zu Sokrates: Schon lange warten wir voller Hoffnung, du würdest dich aussprechen über die Art der Kinderzeugung. ..., denn wir glauben, es komme für die Verfassung viel, ja alles darauf an, ob dies richtig oder nicht richtig geschieht. (Staat 449)

Der Nachwuchs der Menschen und seine Beschaffenheit wichtig für den Staat! Vor mehr als zweitausend Jahren sind diese Worte gesprochen worden, und noch heute sieht man im Abendlande fast alles, Wirtschaft, Herrschaftsformen, Erziehungs- und Bildungsformen, Parteien, Volksvertretungen, Tagungen und allerlei „Standpunkte" und vielerlei Erziehungs- und Schulungsverfahren für viel wichtiger an als die erbliche Beschaffenheit des menschlichen Nachwuchses! Allerorten die „regellose Zeugung", welche Platon als eines der größten staatlichen Übel erscheint:

Ungeregelt sich zu vermischen ... verträgt sich weder mit der Frömmigkeit in einer Stadt der Gesegneten, noch werden die Herrscher es zulassen. (Staat 458)

Von der Zucht der Haustiere geht Platon aus:

Sokrates: Erzielst du nun die Nachkommenschaft gleicherweise aus allen, oder suchst du sie nach Möglichkeit aus den Besten zu gewinnen?

Glaukon: Aus den Besten.

Sokrates: Und weiter: aus den Jüngsten oder den Ältesten oder aus denen, die im kräftigsten Alter stehen?

Glaukon: Aus diesen letzteren.

Solche Überlegungen leiten über zur Auslesegesetzgebung für den Staat:

S o k r a t e s: Es müssen doch zufolge dem Eingeräumten die besten Männer so häufig wie möglich den besten Frauen beiwohnen, die schlechtesten hingegen den schlechtesten so selten wie möglich. Und die Kinder der ersteren müssen aufgezogen werden, die der anderen nicht, sofern die Herde auf voller Höhe bleiben soll. (Staat 459)

Platon denkt sich Feste, bei denen die tüchtigsten und schönsten Männer und Frauen sich finden können, ja er möchte die Behörden anweisen, unter die reif gewordenen Jugendlichen Lose auszuteilen, durch welche die Erblich-Besten scheinbar ohne Absicht einander zugeführt werden könnten. Für die Kinder solcher Verbindungen denkt er sich eine sorgfältige Aufzucht und Erziehung, nicht so für die Kinder der Erblich-Minderwertigen:

Die der Schlechteren aber, und was von den anderen etwa mißgestaltet zur Welt kommt, werden sie in einem unzugänglichen und unbekannten Orte verbergen, wie es sich gehört.

G l a u k o n: Nur so allerdings kann das Geschlecht der Wächter rein erhalten werden. (Staat 460)

Auf diese Reinigung des Volkes, besonders aber seiner führenden Geschlechter, kommt Platon immer wieder zurück:

Wenn ein Hirt, ein Rinderhüter, ein Pferdezüchter oder was es sonst für Leute dieses Berufes gibt, die Pflege einer Herde übernommen hat, so wird er es jedesmal seine erste Sorge sein lassen, eine Reinigung vorzunehmen, wie sie für jedes Zusammenhausen unentbehrlich ist. Und wenn er die gesunden und kranken, die edlen und unedlen Tiere gesondert hat, wird er die letzteren in irgend welche andere Herde abschieben, die Pflege der ersteren aber selbst übernehmen. Denn er sagt sich, daß alle Mühe um Körper und Seele vergeblich und ziellos ist bei Geschöpfen, die von Natur und durch verkehrte Zucht verdorben sind und dadurch auch die körperlich und nach

Gemütsart gesunden und unbefleckten Glieder der einzelnen Herden ins Verderben ziehen, wenn man unter dem vorhandenen Bestand nicht gründlich durch Reinigung aufräumt. (Gesetze 735)

Also Aussetzung aller mißgeschaffenen und kränklichen Kinder, Ausmerze alles Untüchtigen. Ähnliche Forderungen, nur mit höhnischer Bitterkeit und in absichtlich verletzendem Tone von einem Denker ausgesprochen, der erfahren hat, daß seine Zeit doch nicht auf Auslesefragen eingehen will, finden sich auch bei Schopenhauer: „Könnte man alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster stecken, den Leuten von edlem Charakter ein ganzes Harem beigeben, allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer, verschaffen, so würde bald eine Generation erstehen, die ein mehr als Perikleisches Zeitalter darstellte" (Erblichkeit der Eigenschaften). — Was bei Schopenhauer mehr einem Einfall gleicht, das bildet einen Grundbestandteil der Gesetzgebung im Staate Platons. Ein bestimmtes Heiratsalter für Männer und Frauen wird festgesetzt, Ehepflegerinnen werden eingesetzt, denen die Obhut über Eheleben und Kinderaufzucht obliegt. Platon setzt also eigentliche Beamtinnen ein entsprechend seiner Forderung gleicher politischer Rechte für Mann und Frau, obzwar die Frau anders geartet und schwächer sei als der Mann. Gerade das Familienleben schien ihm am besten von Beamtinnen betreut.

Die Erziehung der Jugend soll schon zur späteren richtigen Gattenwahl anleiten, einer Gattenwahl aus Verantwortung vor Sippe und Staat und geleitet von einem geschulten Empfinden für Tüchtigkeit und Schönheit des Leibes und der Seele:

Die jungen Eheleute, Frau und Mann, müssen darauf bedacht sein, dem Staate so schöne und treffliche Kinder wie nur irgend möglich darzubieten. (Gesetze 783)

Darum eine Gattenwahl nicht allein nach dem Gefallen am Einzelmenschen, möge der wählende Blick noch so geschult sein, sondern auch nach Prüfung der Familie des gefallenden Menschen:

Ist es doch für das Zustandekommen der Ehebündnisse durchaus notwendig, darüber Klarheit zu schaffen, wen und aus welcher Familie man zur Frau nimmt und wem man seine Kinder zur Ehe gibt; denn nichts ist wichtiger, als in diesen Dingen sich vor jeder Täuschung nach Kräften zu hüten. Diesem ernsten Zwecke sollen auch die Feste dienen, bei denen Knaben und Mädchen ihre Reigen aufführen und zugleich eine wohlbegründete und durch das Alter, in dem sie stehen, gerechtfertigte Gelegenheit haben, sich zu sehen und sich sehen zu lassen, beide entblößt, soweit wie es sich mit Zucht und Ehrbarkeit verträgt. (Gesetze 771/72)

Ein Gedanke, freudigen Nachsinnens wert: der menschliche Leib in Bewegung, wo er in leichter Kleidung sich selbst zeigen und sich zugleich als Ausdruck bestimmt gearteten seelischen Lebens offenbaren muß. Jetzt wähle der Jüngling und das Mädchen, beide geschult, den einzelnen Leib, den von einzelner Seele belebten, zu messen an dem Inbild (der Idee) vom Vollkommenen Men-

schen! Platon verweilt, weil ihm alles dieses so ernst erscheint, bei mancherlei Anweisungen für solche Feste; dann läßt er den seine, Platons, Anschauungen aussprechenden Athener fortfahren:

Wenn nun ein Jüngling im Alter von 25 Jahren bei solchen Gelegenheiten zum Schauen und Sichschauenlassen ein Mädchen nach seinen Wünschen gefunden hat, das seiner Überzeugung nach alle Gewähr bietet für rechte Ehe- und Kindergemeinschaft, so soll er ... die Ehe eingehen bis spätestens zum 35. Lebensjahre, soll aber zuvor sich belehren lassen, wie er es zu halten habe, um eine passende und richtige Wahl zu treffen. ...

Ein Athener: Mein Sohn also — so wollen wir zu dem Sohne braver Eltern sagen —, es ziemt sich, eine Ehe zu schließen, welche den Beifall verständiger Menschen findet, von Menschen, die dir raten werden, einer Ehe mit einem armen Mädchen nicht aus dem Wege zu gehen und nicht, als gäbe es gar kein höheres Ziel, einem reichen Mädchen nachzujagen, sondern, falls nur im übrigen alles im rechten Gleichgewicht ist, stets der minder glänzenden Verbindung den Vorrang zu geben ..., denn ein solcher Bund wird sowohl dem Staate wie den sich nunmehr einander nahetretenden Familien zum Segen gereichen: denn ausgleichende Ebenmäßigkeit ist tausendmal besser für die sittliche Zucht als Maßlosigkeit. Und so soll nun der Jüngling, der sich bei einiger Selbstkenntnis sagen muß, er sei zu ungestüm und überstürze sich bei allem, was er tut, danach trachten, der Schwiegersohn besonders gesetzter Eltern zu werden, während bei entgegengesetzter Anlage auch die entgegengesetzte Art der Verschwägerung zu erstreben ist. Und für jede Ehe soll als Wahlspruch einzig dieser gelten, daß ein jeder gehalten sei, eine dem Staat segensreiche, nicht eine für seine eigene Lustbegier besonders erwünschte Ehe einzugehen. (Gesetze 773)

Platon nimmt also an, die Nachkommenschaft zweier in gewissen seelischen Eigenschaften entgegengesetzt ver-

anlagter Menschen werde einen mittleren Ausgleich darstellen. Die heutige Erblichkeitsforschung kann ihm darin nicht folgen, wenn sie auch bei einem Teil der Nachkommen je nach Lage der Dinge, je nach Überdeckbarkeit (Rezessivität) oder Überdeckung (Dominanz) bestimmter Erbanlagen, solche mittleren Ausgleiche selbst erwarten wird. Jedenfalls wird die heutige Erblichkeitsforschung sich dieser platonischen Beratung der Jünglinge und Mädchen nicht entgegenstellen, sondern sie im ganzen mit Überzeugung befürworten. Eine jede Erbgesundheitspflege aber wird den sophistischen Geist, jenen Individualismus, bekämpfen, gegen den sich Platon auch hier wendet: Lustbegier des Einzelnen sei nicht der Sinn der Ehe, sondern Kinder vorbildlicher Artung, also das Sichhinaufpflanzen, welches auch Nietzsche, das bloße Sichfortpflanzen verachtend, ein Kennzeichen der edlen Ehe genannt hat.

In diesem Zusammenhange nun taucht bei Platon — der in einer Spätzeit lebte und den diese Spätzeit nicht mehr begriff — die alte heilige Vorstellung auf, welche der Frühzeit jedes Volkes indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft vertraut war: die Erhaltung der Sippe als Kern der Frömmigkeit.

Was also die Frage des Heiratens anlangt, so möge man diese Mahnung beherzigen ..., daß man nach ewiger Fortdauer streben müsse durch Hinterlassung von Kindern und Kindeskindern, die man an seiner Statt zu immer neuen Dienern der Gottheit macht. (Gesetze 773)

Darum auch Gesetze gegen Ehelosigkeit, für Scheidung unfruchtbarer Ehen (Gesetze 784), Besteuerung der Ledigen, Minderung des öffentlichen Ansehens eheloser Männer: „Heiraten muß, wer 30 Jahre alt ist bis 35 Jahre; wo nicht, so soll er an Geld und Bürgerehre gestraft werden“ (Gesetze 721, ähnlich Gesetze 774). Weil aber dem guten Staate an rechten Ehen alles gelegen ist, werden Verlobung, Mitgift, Hochzeitsgebrauch immer von neuem bedacht. Alles Unmaß bleibe dem Staate fern, Schlemmerei vor allem den Hochzeitsfeiern:

Sich dem Weingenusse hinzugeben bis zur Trunkenheit ist überhaupt unziemlich . . . vollends aber ungehörig bei der ernsten Feier der Hochzeit, wo Braut und Bräutigam gerade die meiste Ursache haben, ihres Geistes vollkommen mächtig zu bleiben, da sie an einem entscheidenden Wendepunkte des Lebens stehen, zugleich aber auch mit Rücksicht auf die mögliche Frucht der Beiwohnung, denn diese Frucht soll von möglichst besonnenen Erzeugern stammen, ist es doch völlig ungewiß, welche Nacht oder welcher Tag nach Gottes Willen die Befruchtung herbeiführen wird. Und nicht bloß auf den Geist, auch auf den Leib kommt es dabei an; denn die Zeugung darf nicht vor sich gehen, wenn der Leib sozusagen aus den Fugen geraten ist, sondern was erzeugt wird, soll die gebührende Gestaltung erhalten, festgefügt, sicher und ruhig. (Gesetze 775)

Das sind Worte eines reifen Ernstes, welche ein Erbgesundheitsforscher unserer Tage fast ebenso aussprechen könnte. Platon faßt noch einmal eindringlich zusammen, so wichtig ist ihm all dies:

Daher soll man sich, wie überhaupt den ganzen Ablauf der Lebensjahre hindurch, so insbesondere während der Jahre der Zeugung

hüten, soweit es von unserem Willen abhängt, irgend etwas zu tun, was auf Übermut und Frevel hinausläuft, denn unvermeidlich überträgt sich das Gepräge des Erzeugers auf Leib und Seele des Erzeugten, und das Ergebnis ist eine durchgängige Verschlechterung. (Gesetze 775)

Auch hier fehlt wieder die heute mögliche Unterscheidung zwischen ererbter Anlage und im Einzelleben und allein für das Einzelleben erworbenen Mängeln und Krankheiten; und dennoch sind dies Worte, welche in gewisser Abwandlung als eine Warnung vor keimschädigenden Stoffen, Krankheiten und Lebensweisen eine Erbgesundheitslehre (Eugenik) unserer Tage auch auszusprechen hätte. Diejenige Lebensweise ist für Platon gut, welche den Einzelmenschen als solchen rüstig macht und rüstig erhält und ihn als Erzeuger vor Schaden bewahrt. Platons Sittlichkeit zielt auf eine Steigerung des Lebens, nicht nur auf ein Wohlverhalten der Einzelmenschen.

In seinem Staate wünscht Platon keine Vermischung von Freien und Unfreien. Wir erinnern uns, daß die freien Hellenen von Geschlechtern nordischer Rassenherkunft abstammten, die Knechte hingegen von der unterworfenen nichtnordischen Urbevölkerung Griechenlands. Noch in der Spätzeit konnte Aristoteles die Freien und Hellenen einerseits, die Knechte und Barbaren andererseits als Menschengruppen ungleicher rassischer Herkunft bezeichnen (Politeia I, 23; II, 5). Kinder aus Verbindungen der Freien mit Unfreien folgen im platonischen

Staate dem niedrigeren Stande, der „ärgeren Hand“, wie ein altdeutscher Rechtsausdruck lautet:

Hat aber der Herr mit einer Sklavin oder die Herrin mit dem eigenen Sklaven ein Kind gezeugt und wird dies offenkundig, so sollen die Ehepflegerinnen das Kind der Herrin mitsamt dem Sklaven außer Landes bringen, das Kind des Herren aber sollen die Gesetzeswächter mitsamt der Mutter über die Grenze schaffen. (Gesetze 930)

Platon sucht nach gesetzgeberischen Möglichkeiten und einer solchen Gestaltung der Sitten,

daß niemand es wage, irgend jemand aus der Zahl der Edelgeborenen und Freien zu berühren außer sein ihm angetrautes Weib, sondern daß jede Entweihung des Samens und Erzeugung von Bastarden im Umgang mit Kebsweibern unterbleibe. (Gesetze 841)

Werdenden Müttern und den rechtmäßigen Kindern edler Eltern wird unter Obhut der Ehepflegerinnen im Staate Platons größte Sorgfalt zuteil, eine Sorgfalt jedoch, welche nie Verzärtelung wird, sondern immer nur der Aufzucht und Steigerung sich ertüchtigenden Lebens gilt. Keine Schlaffheit in der Kindererziehung:

So bekenne ich mich denn zu der Ansicht, daß die Verweichlichung die Seele der kleinen Kinder übellaunig, widerspenstig und empfindlich gegen jede, auch die kleinste Zumutung macht. (Gesetze 791)

Kein übertriebenes Betreuen von Kranken, zumal nicht von Erblich-Krankhaften; hier scheut Platon nicht den Anschein einer gewissen Härte. Mit weitblickender Heiterkeit und wie ein Jugendlicher steht er auch am Ende seines Lebens noch auf der Seite des unverwüstlich gesunden Lebens:

Wenn ein Zimmermann krank wird, so läßt er sich vom Arzte ein Brechmittel geben, um seine Krankheit loszuwerden, oder ein Abführmittel; oder er läßt sich durch Anwendung von Brennen und Schneiden von ihr befreien. Wenn ihm aber einer eine andauernde Kur verordnet und ihm Umschläge auf den Kopf legt und was sonst dergleichen, so erklärt er ohne weiteres, er habe keine Zeit krank zu sein, und ein Leben dieser Art sei für ihn nichts nütze, wo man nur auf seine Krankheit acht haben und sein Geschäft versäumen solle. Und somit verabschiedet er sich gehorsamst von einem solchen Arzte, kehrt zu seiner gewohnten Lebensweise zurück, und wird er gesund, so lebt er und betreibt sein Geschäft, ist aber sein Leib der Anstrengung nicht gewachsen, so stirbt er und ist allen Mißlichkeiten enthoben. (Staat 406)

Platon verwirft jegliche „künstliche Krankheitszüchtung" (Staat 407), wie sie bei Reichen vorkomme. Viele Ärzte und Rechtsanwälte in einer Stadt seien ein schlimmes Zeichen (Staat 405). Für unsere Zeit bringt Liek mit seinem Buche „Der Arzt und seine Sendung" (9. Aufl. 1934), besonders aber mit seinem Buche „Die Schäden der sozialen Versicherungen und Wege zur Besserung" (2. Aufl. 1928) eindringliche Beispiele von „Krankheitszüchtung". Platon muß im attischen Volksstamme vor solchen Erscheinungen ebenso erschrocken sein wie ein Liek im deutschen Volke. Wie übertriebene Krankenpflege und Schwächlichenhilfe so verwirft Platon auch jegliche übertriebene Pflege des Leibes, etwa das, was heute als Sportwahn das Anzeichen einer Mehrung fragwürdiger Erbanlagen ist. Felddienstübungen will er „ohne schonende Rücksicht auf Kälte und Hitze" (Gesetze 829). Was er mit all dem sucht, ist Aus-

lese (eklogé): Sonderung der Tüchtigen von den Untüchtigen. Er hat dabei ganz klar erkannt, daß jede Hemmung dessen, was man heute als natürliche Auslese bezeichnet, das Volksganze schädigt: so jede verhätschelnde Aufzucht von Minderwertigen, jede übertriebene Schonung und Pflege von Schwachen, jede Beseitigung und Umgehung der Leistungsprüfungen, welche das menschliche Leben und die Umwelt eines Volkes fordern wollen. All diese Prüfungen wünscht Platon seinem Volke, weil sie das Tüchtige vom Untüchtigen zu sondern erlauben. Immer den Blick auf das Ganze gerichtet und hinaus auf künftige Geschlechter, hinweg also vom Einzelfall und über die Reihen der Jüngsten noch hinweg zu denen hinüber, die erst gezeugt werden sollen — so gewinnt Platon jene große Unbeirrbarkeit, welche wir wohl der Natur selbst zuschreiben, wenn wir sie uns in menschlichem Bilde denken. Gleich der Natur selbst, wie sie Tennyson (In memoriam A. H. H.) gesehen hat —

so careful of the type she seems,
so careless of the single life –

blickt Platon uns an; seine Gesetze haben etwas von Naturgesetzen an sich.

Was — gemessen am leiblich-seelischen Vorbilde vom Vollkommenen Menschen — schlecht erscheint, das verfalle der Ausmerze, so auch der Verbrecher. Milde gegen ihn wäre Platon als Ruchlosigkeit gegen das Volks-

ganze erschienen. Wenn ein Mensch „der Seele nach von Natur schlecht und unheilbar" (Staat 410) ist, so solle man ihn töten. Die Unfruchtbarmachung von Minderwertigen und Verbrechern, der heutigen Gesetzgebung der Vereinigten Staaten und des Deutschen Reiches eigen, war Platon unbekannt, ihm blieb nur Todesstrafe und Verbannung, wollte er seinen Staat von den „Unheilbaren" reinigen:

Die beste Säuberung ist schmerzvoll entsprechend den starken Arzneien und Heilmitteln; sie schreitet mit strengem Gericht zur rächenden Strafe und scheut vor Tod und Verbannung als letztem Strafmittel nicht zurück, denn die schwersten Übeltäter, diejenigen nämlich, die unheilbar und darum der größte Verderb für den Staat sind, pflegt sie gewaltsam zu beseitigen. (Gesetze 735) —

Was aber diejenigen betrifft, welche der Gesetzgeber als nicht mehr heilbar gefunden hat, welche gesetzliche Strafe wird er über die verhängen? – Auf Grund der Erkenntnis, daß bei allen solchen Menschen ein längeres Leben für sie selbst nur vom Übel ist, und daß durch ihre Beseitigung den anderen Menschen ein doppelter Nutzen erwächst, erstens insofern als ihr warnendes Beispiel den anderen zur Abschreckung von Verbrechen dient, sodann dadurch, daß der Staat auf diese Weise einige Verbrecher los wird, muß der Gesetzgeber unbedingt auf solche Vergehen den Tod setzen; eine andere Möglichkeit gibt es nicht. (Gesetze 862; ähnlich Gesetze 957/58; auch Staatsmann 308/09)

Die Todesstrafe als Reinigung der Sippe und des Staates: diese Auffassung entspricht hellenischem Denken, wie sie römischem und germanischem entspricht; die Römer sahen den Verbrecher als zu beseitigendes monstrum, die Germanen als den Neiding, von dem sich die Sippe durch Todesstrafe selbst reinigte. v. Amira

hat erwiesen, daß Reinigung der Rasse den Sinn der germanischen Todesstrafe ausgemacht hat.

Die Niederträchtigkeit, die von der frühgermanischen Gesetzgebung hart getroffen wird, gleichviel ob nun bei der begangenen Handlung geringer oder größerer Schaden entstanden sei — erwiesene Minderwertigkeit und Niederträchtigkeit der Veranlagung möchte auch Platon so bestraft sehen, daß die Anlagen solcher Menschen zugleich aus der Fortpflanzungsgemeinschaft der freien Geschlechter ausgeschieden würden:

Diejenigen aber, die sich im Sumpfe der Unwissenheit und Gesinnungslosigkeit herumwälzen, erniedrigt die Gesetzgebung dadurch, daß sie sie in die Klasse der Sklaven einreiht. (Staatsmann 309)

Durch Einbeziehung und Überwachung aller Vorgänge des menschlichen Lebens um dessen erblicher Steigerung willen wird für Platon der Staat eine umfassende Anstalt zur Zucht und Erziehung eines ausgelesenen Volkskernes von Bestgearteten. Wir erwägen in Kürze, wie Wesen und Aufgabe des Staates sich dem Weisen darstellen! Die Wirtschaft ist ihm kein des Staates würdiges Ziel. Der größtmögliche Reichtum für die größtmögliche Menge der Bevölkerung: ein solches Staatsziel könnte nicht das eines platonischen Staates sein:

Es ist nicht ... die Absicht eines vernünftig denkenden Staatsmannes ..., den Staat ... so groß wie möglich und so reich wie möglich zu machen und ihm zu Besitz von Gold und Silber und zu

möglichst ausgedehnter Herrschaft zu verhelfen. ... Großer Reichtum aber und Tugend können nicht zusammen bestehen, wenigstens nicht bei derjenigen Auslegung des Reichtums, die der großen Menge geläufig ist. (Gesetze 742)

Der platonische Staat bekämpft sowohl Armut wie übergroßen Reichtum (Staat 421) — ein echt hellenischer Gedanke, dem Geiste entsprungen, dem Selbstzucht, Maßhalten (metron, mesótes) und Besonnenheit (sophrosýne) als Kennzeichen des Edlen galten. Es gibt im platonischen Staate ein „Verbot der Ansammlung übermäßigen Reichtums" (Gesetze 836), und dieses Verbot, weit entfernt davon, den Neidgefühlen zu entspringen, welche zu Platons Zeit und seither immer wieder den übermäßigen Reichtum durch Gesetze zerteilen wollten, hat bei Platon den Sinn, Jünglinge und Jungfrauen, die Erzeuger des Nachwuchses, vor zerrüttender Üppigkeit zu bewahren. Nicht Reichtum, Übermacht, Eroberung können Staatsziel sein, sondern für Platon allein diese drei: Freiheit, Eintracht und Weisheit. Der Staat soll „frei sein und von Einsicht durchdrungen und in sich selbst geeint". (Gesetze 693)

Platon überlegt, in welcher Staatsform sich Freiheit, Eintracht und Weisheit am ehesten verwirklichen können. Er überlegt dies wie um ihn und nach ihm die Besten unter den Hellenen, deren einzelne Staaten nach und nach alle Herrschaftsformen an sich erfahren hatten. Diesen Überlegungen entstammen ja, wie uns wieder

einfällt, die Benennungen für Staatsformen, jene griechischen Wörter, die auch uns geläufig sind (Monarchie, Aristokratie, Oligarchie, Demokratie, Ochlokratie usw.). Zunächst ist Platon dieses gewiß:

Sokrates: Daß die Gebietenden älter sein müssen, die Gehorchenden dagegen jünger, ist doch klar?

Glaukon: Ja.

Sokrates: Auch daß es die Tüchtigsten unter ihnen sein müssen!

Glaukon: Auch dies. (Staat 412)

Nach einem Orakelspruche — dieses Wort haben wir ja gehört (vgl. S. 22) — werde der Staat dann untergehen, wenn das Eisen oder das Erz über das Gold herrsche. Im Hause sollen die Eltern herrschen über ihre Kinder, im Staate sollen die „Edelbürtigen“ herrschen über die „Unedlen“, die Älteren über die Jüngeren (Gesetze 690). Wir haben gesehen, daß „edelbürtig“ und „unedel“ für Platon keine Standes-, sondern Artungsbegriffe sind. Die ihren Erbanlagen nach Edlen gleichviel welcher Standesherkunft sollen herrschen, wenn sie ein reifes, besonnenes Alter erreicht haben. Die große Menge will angenehme Gesetze und gleicht darin denen, welche anstrengungslose Leibesübungen wünschen (Gesetze 684); der Gesetzgeber aber soll das Ganze bedenken, nicht den Hang der Menge zum Angenehmen. Er soll danach streben, das höchste Gute zu erkennen, um dieses in seinem Staate zu verwirklichen.

Eine solche stattliche Ordnung scheint Platon am ehesten in einer verfassungsmäßigen Monarchie (Basileía)

gewährleistet (Staat 543, 576, 587; Staatsmann 302); mindestens erscheint beim Vergleich mit anderen Herrschaftsformen die verfassungsmäßige Monarchie als das geringste Übel. Am meisten Gedeihen, Tüchtigkeit und Förderung der Tüchtigen erwartet Platon vom sich selbst versorgenden Bauernstaate, der Frieden hält, weil er in allem Maß hält. Athen hat ja eben die unheilvolle Kriegspolitik einer unmäßigen Demokratie gegen das aristokratische Sparta erlebt. Zum Frieden gerüstet ist Platons Staat, doch nicht angriffslüstern. Ist der Staat tüchtig, so läßt man ihn im Frieden; ist er untüchtig, so wird er schnell in Krieg verstrickt. „Da dem so ist, so muß ein jeder nicht erst im Kriege sich auf den Krieg üben, sondern in Friedenszeiten“ (Gesetze 829). Darum Felddienstübungen aller Bürger mindestens einen Tag im Monat. Die innerstaatliche Gesetzgebung ist hinzulenken auf ein höchstes Ziel: areté, Tugend, Tüchtigkeit. (Gesetze 963).

Einen solchen Staat vorzubereiten, ihn später zu erhalten, ist Sache der rechten Erziehung. Jugenderziehung wird darum eine der wichtigsten Aufgaben des Staates. (Gesetze 766)

Haben wir eben vernommen, daß Platon ererbte Artung über den Einfluß der Erziehung setzt, so ist jetzt danach zu fragen, in welcher Weise der Denker die edel-

bürtige Art durch Erziehung weiter ausbilden will. Wie für die Auslese, so für die Erziehung: ein Vorbild wird gewiesen, das Vorbild des Vollkommenen Menschen hellenischer Prägung. Wohl weiß Platon, von der Ungleichheit der Menschen überzeugt, daß einem solchen Vorbilde nur wenige sich nähern können. Aber er konnte seiner Lehre von den Ideen vertrauen, daß die edelbürtige Jugend, diese Jugend mit „befiederter Seele", sobald sie zu Urteil herangereift war, eben im Abstand zwischen der (erscheinenden) Wirklichkeit und dem (geltenden) Inbild (Idee) ihre ertüchtigende Spannung erleben werde. Er hatte jenes Teilhaben der Erscheinungen — und so auch der menschlichen Leiber und Seelen — an Inbildern (Ideen) oder jene Rückerinnerung der Seele an zeitlos geltende Inbilder als Vergleiche dafür angeführt, wie man sich Erscheinung und Inbild aufeinander bezogen denken könne. Er durfte hoffen, daß gerade die edelbürtige Jugend ihn verstehen werde, diese Jugend, in deren Seelen er mit seiner Lehre eine Erinnerung an Urbilder edelgearteter Menschlichkeit wecken wollte. Er glaubte wohl auch, daß es eben auf diejenigen ankomme, die Wenigen, welche imstande waren, ein Verlangen nach Annäherung an das Vorbild des Vollkommenen Hellenen als einen Aufruf an sich selbst zu empfinden: solche nämlich seien einer guten Erziehung wert. In solcher Jugend hoffte er ein Bewußtsein wecken und stärken zu können von den Grund-

sätzen, nach denen ein guter Staat zu lenken ist (Staatsmann 297), und diese Jugend sollte lernen, Maß, Schönheit und Wahrheit (Philebos 64), dazu Besonnenheit und Tapferkeit (Staat 410), d. h. die Eigenschaften, welche Platon als Kennzeichen vorbildlichen Menschenlebens galten, in ihrem Dasein und durch ihr Dasein immer deutlicher auszudrücken. Liebe sollte für diese jungen Menschen bedeuten „die Scham, die das Niederträchtige meidet, das Ehrgefühl für das Treffliche" (Gastmahl 178), und von so ausgelesener und so erzogener Jugend erhofft Platon auch die rechte Gattenwahl.

Ein leiblich-seelisches Vorbild des tüchtigen und schönen Menschen: zu ihm hin der Gang der Unterweisung! Erziehung habe den Sinn für Ebenmaß und edle Haltung zu wecken, für Vornehmheit im Auftreten, Empfinden, Reden und Handeln, für Lauterkeit des Denkens. Es ist eine Art ästhetischer Erziehung, wie sie in anderer Weise Schiller entworfen hat in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen". Auch Schiller will Ganzheit des Menschen, Entfaltungsfreiheit für Edelbürtige, Abweisung aller engen Fachtugenden für Teilmenschen; er ist dabei überzeugt: „Auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß" (Werke, hist.-krit. Ausgabe Bd. X, S. 415); nur eben, daß Schiller zufolge seiner abendländischen Schulung noch immer vom Geist

der mittelalterlichen Kirche und dessen außerkirchlichen Nachwirkungen so weit überschattet war, daß er das hellenische Gleichgewicht zwischen Leib und Seele nicht ganz wieder gewinnen konnte. Man wird das menschliche Vorbild, wie es Schiller erblickt hat, nicht so wie bei Platon — d. h. gleichsam ohne nach dem bezeichnenden Worte zu suchen — ein leiblich-seelisches Vorbild nennen.

Für den Hellenen gab es nichts Seelisches, was nicht den Leib anging, nichts Leibliches, was nicht die Seele anging. Das ist der Geist der nordischen Rasse. Die mittelalterliche Kirche hat dem Abendlande unter Drohungen eingeprägt, der Leib gehöre zum Bereich des Sündigen. Das ist Geist der vorderasiatischen Rasse.

Platon, der Hellene, obschon gelegentlich — wie um ihn und besonders nach ihm das späte Hellenentum — jenes leiblich-seelischen Gleichgewichts des echten Hellenentums nicht mehr ganz teilhaftig, ist doch von der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele noch durchdrungen wie die Frühzeit hellenischen Geistes. Für ihn kann als edel nur gelten, wer in der Haltung und Bewegung seines Leibes die Zucht und Schulung auszudrücken vermag, welche gute Art und aufgereckter Geist bewirken. Die leiblichen und seelischen Züge einer hochgewachsenen, schlanken, schmalgesichtigen und hellblickenden Rasse sind Platons Gedanken über Zeugung, Erziehung und Staat ebenso eigen wie den großen Bild-

werken hellenischer Kunst. Platon bekundet in seinen Werken den Blick des edlen Menschen für die gute Rasse bei Pferden und Hunden. Ihm wie dem Hellenentum war es bewußt, daß man die gute Rasse beim Menschen ebensoviel vom Leibe wie von der Seele aus erziehen müsse. Leibesübungen „der Seele wegen" (Staat 410) und Geistesschulung auch zur Erweckung eines Sinnes für edle Leiblichkeit!

Im Abendlande ist nur in der Aufzucht der englischen Herrenschicht noch unbewußt oder bewußt einiger Sinn dafür verbreitet, in Deutschland nur noch bei Einzelnen in den mittleren und oberen Volksschichten. Zu mächtig haben sich Ablagerungen mittelalterlichen Kirchengeistes über Germanisches gelegt, das ganz gewiß, wo es frei sich entfalten konnte und kann, dem Hellenischen am nächsten verwandt ist. —

Von der „Nachahmung" edler Haltung des Leibes erwartet Platon eine veredelnde Einwirkung auf die Seele. **Kant** hat diesen Gedanken einmal erwogen: eine mürrische Dienstmagd, der man gebiete, gefällig aufzutreten und ein gefälliges Gesicht zu zeigen, gewinne schließlich auch für ihr Wesen etwas Gefälliges. Platon ist überzeugt:

> Die unedle Haltung und der Mangel an Maß und Ausgeglichenheit ist verschwistert mit Übelreden und mit Schlechtherzigkeit, während das Gegenteil mit dem Gegenteil, nämlich mit besonnener und guter Sinnesart und dessen Nachahmung ist. (Staat 401)

Aus dieser Überzeugung Platons folgt unmittelbar, daß in seinem Staate alles überwacht wird, was vorbild-gebend, leiblich und seelisch oder, hellenischer gesagt: leiblich-seelisch richtunggebend wirken wird, und das heißt vor allem die Künste — die Künste, welche unmittelbar anschauen lassen, was leiblich-seelischen Eindruck auf das jugendliche Gemüt machen soll, oder welche doch, wie in der Tonkunst, im Lied, im Gedicht Schwingungen und Gestaltungen menschlichen Seelenlebens vermitteln — so vermitteln, daß sie auf die leiblich-seelische Haltung des Aufnehmenden einwirken. Platon hat nicht übersehen, welcher gefährlichen, dem tüchtigen Leben und dessen Erhaltung feindlichen Vorbildgestaltungen sich die Künste schuldig machen können. Darum gebietet er — der Künstler — eine staatliche Kunstaufsicht über die Kunstschaffenden,

indem wir sie hindern, das Unsittliche, Zuchtlose, Niedrige und Mißgebildete weder in Bildern lebender Wesen, noch in Gebäuden, noch in sonstigen Erzeugnissen der Kunst hervortreten zu lassen. . . . Wer dem nicht folgen kann, der darf bei uns seine Kunst nicht ausüben, auf daß unsere Wächter nicht, unter Bildern verwerflicher Lebensart heranwachsend, wie auf einer Weide mit schädlichem Gras täglich stückweise Vieles von Vielerlei pflücken und genießen und so schließlich unvermerkt ein großes Übel in ihrer Seele zeitigen. Nein, wir müssen solche Meister suchen, die bei glücklicher Anlage imstande sind, das Wesen des Schönen und Wohlgestalteten aufzuspüren, auf daß unsere Jünglinge, gleichsam in gesunder Gegend wohnend, von überallher nur Förderung erfahren. (Staat 401)

Also ausgelesene menschliche Erbstämme, versetzt in

die ihren Anlagen förderlichste geistige und sittliche Umwelt: so schließt sich Platons Zuchtgedanke mit seinem Erziehungsgedanken zusammen.

Vor allem die Tonkunst — bei den Hellenen, wie wir wissen, auch den Tanz und Zweige der Dichtkunst umfassend — soll staatlich beaufsichtigt werden, denn unter den einschmeichelnden Wirkungen, welche ihr hervorzubringen möglich sind, mögen lebenszersetzende Vorbilder menschlichen Verhaltens sich einschleichen. Vor solcher Aufsicht schreckt der Künstler Platon nicht zurück; die Freiheit der Künste muß sich einschränken lassen zugunsten dessen, was höher als alle Kunst, was für Platon die Vorbedingung jeder großen Kunst ist: zugunsten des gesunden, tüchtigen Lebens.

Die große Menge meine wohl, die Tonkunst sei zum Genusse, zur Lust geschaffen. „Aber das ist eine ganz unerträgliche und geradezu frevelhafte Behauptung" (Gesetze 655). Die Tonkunst solle den Geschmack läutern und zu einer edlen leiblich-seelischen Haltung aufrufen. Nicht l'art pour l'art; die Künste sollen etwas leisten zur Steigerung des Menschen. Auch der Staat sei ein Kunstwerk (Gesetze 817), und Platon ordnet ohne Zögern ihn den Künsten über. So läßt er die Werke der Tonsetzer prüfen, welche um das Aufführungsrecht in seinem Staate nachsuchen:

Nun also, ihr Söhne und Sprößlinge verführerisch weicher Musen, werden wir zunächst euere Gesänge den Behörden zur Vergleichung

mit den unsrigen übergeben, und wenn die euren als gleichwertig oder gar als besser erfunden werden sollten, so werden wir euch die Aufführung gestatten, wo nicht, meine Besten, dann ist es uns unmöglich. (Gesetze 817)

Was bedeutet hier „gleichwertig" oder „besser"? Es kann doch nur bedeuten: gleichen oder höheren Wertes für die Erhaltung des tüchtigen Lebens. Das aber wäre der Ausdruck dessen, was man mit landläufigen Fremdwörtern eine „biologische Ästhetik" nennen könnte. Eine biologische Ästhetik: eine Verlegenheit, ein Unding für unsere heutigen Philosophen und Ästhetiker. Sollte sich Platon, der große Platon, zu einer solchen bekannt haben? —

Ein Künstler unserer Tage, Schultze-Naumburg, hat mit seinem Buche „Kunst und Rasse" die Frage des Vorbilder-gestaltens der Künste und die Frage des Wertes der Künste für eine Steigerung des Menschen wieder betrachtet. Er ist zu dem Ergebnis gekommen, daß eben heute sich durchgesetzt habe, was mit Platons Worten bezeichnet worden ist, daß nämlich „das Unsittliche, Zuchtlose, Niedrige und Mißgebildete in Bildern lebender Wesen und in Gebäuden und sonstigen Erzeugnissen der Kunst" hervortrete. —

Gewiß hat Platon richtig gesehen, daß gerade die Künste am meisten auf die leiblich-seelische Haltung des Menschen einwirken. In dieser Achtsamkeit auf die leiblich-seelische Haltung, den Stil — wie man sagen

könnte — der Menschen, verrät sich der Künstler Platon, ein Künstler zugleich, der ein voller Mensch war. Es verrät sich aber noch mehr darin, nämlich ein Blick für das Rassische der Menschen. Sobald doch in einem Volke — und Völker sind immer Rassengemische — einer auf Haltung, Auftreten, „Stil" der Menschen achtet, so achtet er bewußt oder unbewußt auf Rassisches. Sobald er ein leiblich-seelisches Vorbild für sein Volk aufzustellen unternimmt, wählt er im Rassengemische seines Volks eine bestimmte Leibesgestaltung und das ihr entsprechende seelische Verhalten aus. Meist wird er gar nicht anders können, als denjenigen der in seinem Volke vertretenen und gemischten Menschenschläge auszuwählen, der in Leben und Kunst, in Geschichte und Gegenwart jedem wachen und gesunden Empfinden als der edle Schlag gilt.

Nach dem edlen Schlage und zu ihm hin ist die ganze platonische Erziehung gerichtet. Platon meint, die Ägypter hätten ihren Malern und Bildhauern vorgeschrieben, welche Leibesgestaltung und -haltung als vorbildlich dargestellt werden solle, welche als verwerflich nicht dargestellt werden dürfe. Er mag damit recht haben. Vorbildlich scheint doch den Ägyptern Gestalt und Bewegungen der äthiopischen (hamitischen) Rasse gewesen zu sein, der Rasse, welche im ägyptischen Rassengemische die vornehme, schöpferische und leitende gewesen zu sein scheint. Dies wenigstens lassen die Vorgeschichte Ägyp-

tens und viele ägyptische Bildwerke schließen. Jedenfalls gab es in Ägypten ein rassisch-bedingtes leiblich-seelisches Verhalten, welches als vorbildlich galt, als „schön".

Schon seit uralter Zeit war den Ägyptern die Weisheit aufgegangen . . ., man müsse die Jünglinge in den Staaten sich an schöne Körperhaltung und an schöne Tonweisen gewöhnen lassen. (Gesetze 656)

Ohne Zaudern verfolgt Platon diesen Gedanken vom ertüchtigenden Vorbilde bis zu entscheidenden Folgerungen für die Lehre vom Schönen:

So gelte ein für allemal folgendes: alle Stellungen des Leibes und Tonweisen ohne Ausnahme, die Ausdruck von Seelen- und Leibestüchtigkeit sind, sei es unmittelbar oder mittelbar durch bildliche Nachahmung, sind schön; mit denen hingegen, die Ausdruck des Gegenteils sind, steht es umgekehrt. (Gesetze 655)

„Schön" und „garstig" im Leibesausdruck wie in den Künsten gewertet nach den ihnen einwohnenden Antrieben zu einer Lebenssteigerung! Also doch unverkennbar das, was schlagwörtlich eine biologische Ästhetik genannt werden könnte! Wie geringschätzig und ängstlich würden fast alle Philosophen und Philosophieprofessoren eine Lehre vom Schönen behandeln, welche ihren Maßstab einer Lebenslehre (Biologie) entnähme! Platon ist nie ein ängstlicher Denker gewesen.

Es sind in der Geschichte des menschlichen Geistes vielerlei nachprüfbar richtige Gedanken gedacht worden; Gedanken, denen etwas Aufblühendes innewohnt, sind seltener gedacht, noch seltener nachgedacht und befolgt

worden. Den Hellenen war es vergönnt, jenen aufblühenden Gedanken zu fassen, daß die Erkenntnis des Schönen und Guten noch lange nicht ein Ende für den Menschen bedeute, sondern erst einen Anfang: daß es dann nämlich gelte, das Schöne und Gute in Menschengeschlechtern zu verleiblichen. Verwirklicht ist das Schöne und Gute erst dann, wenn es verleiblicht vor Augen steht. Dieser blühende Gedanke erfüllt den hellenischen Begriff der Kalokagathia, der Schön-Gutheit, und darum ist die Kalokagathia nicht allein ein Gedanke des einzelmenschlichen Verhaltens, sondern weit mehr: ein Zuchtgedanke. Nur Auslese, Zuchtwahl, kann es je ermöglichen, daß das Schöne und Gute verleiblicht werde.

Haben wir oben (S. 48) die platonische Erziehung der „ästhetischen Erziehung“ Schillers verglichen, so fällt uns jetzt ein, daß damit die platonische Erziehung doch nicht richtig gekennzeichnet wäre. Tatsächlich kennt die platonische Erziehung zwar „ästhetische“ Mittel, ist aber im Grunde eine lebensgesetzliche (biologische) Erziehung. Sie mußte dies letzten Endes schon dadurch werden, daß Platons Lehre vom Schönen selbst wieder auf lebensgesetzlichem Grunde ruht. Schiller dringt so weit vor, daß er ausspricht: „Von Schönheit oder Kunstgefühl sich regieren zu lassen, ist ja nichts anderes, als den Hang haben, alles ganz zu machen, alles zur Vollendung zu bringen. — Der Hauptgedanke ist, daß

der Mensch, in dem einmal das Gefühl für Schönheit, für Wohlklang und Ebenmaß rege und herrschend geworden ist, nicht ruhen kann, bis er alles um sich in Einheit auflöst, alle Bruchstücke ganz macht, alles Mangelhafte vollendet, oder was ebensoviel sagt, bis er alle Formen um sich her der vollkommensten nähert“ (Jonas, Schillerbriefe, Bd. II, Nr. 393). — So weit ge-gelangt Schiller. Platon dringt weiter und erkennt, daß das Mangelhafte, das Bruchstückartige, soweit es der leiblich-seelischen Erscheinung der Menschen anhaftet, nur durch Ausmerze, durch Kinderlosigkeit der Erblich-Mangelhaften, verschwinden wird, daß Schönheit, Wohlklang und Ebenmaß der Seelen wie der Leiber nur durch Auslese, durch Kinderreichtum der Wohlgeborenen (eugeneis), vor Augen gestellt werden können. Schiller wähnt eben doch noch durch Erziehung schließlich Schöne und Gute schaffen zu können; Platon weiß, daß Schöne und Gute nur von Schönen und Guten erzeugt werden können. Das Empfinden für „Schönheit, Wohlklang und Ebenmaß“, welches Schiller wecken will, ist gut; aber Schiller endet bei diesem Empfinden und seinen Äußerungen im menschlichen Einzeldasein, Platon hingegen ruft es auf, nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch um der Gattenwahl willen, in der es sich bewähren soll.

Erst durch Verleiblichung ihrer Werte in Menschen nähert sich die Gesittung (Kultur)

eines Volkes ihrem Ziele. Es wird heutzutage viel über Spiel, Tanz und Leibeszucht geredet und geschrieben — oft in sophistischem Geiste, selten in platonischem. Daß auch Spiel, Tanz und Leibeszucht und gerade sie ihren Sinn einzig in der Verleiblichung des Edlen finden, wird zumeist übersehen.

Kalói k'agathói, Schön-Gute, wären das Höchste, was ein Volk aus sich heraus verwirklichen könnte — das schönste Schauspiel für den Schauenden, wie Platon sagt.

Wo also treffliche Seeleneigenschaften und ihnen entsprechende und mit ihnen zusammenstimmende äußere Erscheinung sich paaren, beide von einerlei Gepräge, da bietet sich das schönste Schauspiel für den, der zu schauen fähig ist. (Staat 402)

Der tüchtige Reingeartete: er ist „schön und gut", kalós k'agathós! — Neuerdings hat L. F. Clauß in dem Bändchen „Fremde Schönheit" (1927) sich ganz ähnlich wie Platon über das Wesen der Leibesschönheit ausgesprochen. Auch in seinen anderen Büchern, die einer (phänomenologischen) Rassenseelenkunde dienen, hat Clauß über die Fragen nachgesonnen, welche sich demjenigen ergeben, der innerhalb der vielfältigen Rassengemische, als die sich — rassenkundlich betrachtet — die abendländischen Völker darstellen, immer wieder Menschen begegnet ist, deren Leibliches mehr an diesem, deren Seelisches mehr an jenem Rassenbilde teilhat. Ähnlich Platon möchte Clauß das Wesen menschlicher

Leibesschönheit erkennen als die Übereinstimmung der rassischen Züge eines menschlichen Leibes (als des Ausdrucksfeldes einer Seele) mit den rassischen Zügen der diesen Leib bewegenden Seele. Wo solche Übereinstimmung herrscht und die menschliche Seele zugleich „treffliche Eigenschaften" offenbart, da steht der schön-gute, der rechtschaffene Mensch vor Platons Auge.

Diesen tüchtigen Reingearteten solle der Zögling ehren und lieben; ihm solle er nacheifern. So eint sich für Platon Zucht- und Erziehungsvorbild. Fehlt diese reine Artung bei einem Älteren dadurch, daß diesem ein leiblicher Mangel anhaftet, so solle der Zögling diesem Menschen seine Zuneigung nicht entziehen; wohl aber soll er seine Zueignung dem entziehen, der einen Mangel in der Seele hat. Zum Vorbildlichen ist also erste Bedingung: die tüchtige, schöne Seele, zweite Bedingung: der tüchtige, schöne Leib. Beides zusammen stellt dem Vorbilde nahe.

Die platonische Erziehung hat nun zweifellos den Sinn, zu erweisen, welche Menschen dem leiblich-seelischen Vorbilde nahekommen können, welche nicht, die ersteren dann als Einzelmenschen und als Erbträger zu fördern, d. h. sie angesehen, im Staate gebietend und kinderreich zu machen, die letzteren aber zu Gehorchenden und Kinderarmen zu machen. Das wird ohne Schonung der Empfindlichkeit ausgesprochen, welche erfahrungsgemäß bei den Erblich-Minderwertigen eher größer ist als bei Erblich-Höherwertigen:

Fremdling: Laß uns denn auch über folgendes klar werden!

Sokrates der Jüngere: Worüber?

Fremdling: Darüber, ob irgendeine der zusammensetzenden Künste irgendeinen Gegenstand, der zu ihrem Arbeitsgebiete gehört, und mag er noch so unansehnlich sein, aus freien Stücken aus untauglichen und tauglichen Stoffen zusammensetzt, oder ob jede Kunst überall das Untaugliche, wenn irgendmöglich, beiseite wirft; das Brauchbare dagegen und Taugliche benutzt, um aus diesem teils gleichmäßigen, teils verschiedenen Stoffe, alles zur Einheit zusammenfügend, ein einheitliches Werk und Gebilde herzustellen.

Sokrates d. J.: Offenbar das letztere.

Fremdling: Also wird auch die wirklich naturgemäße Staatskunst niemals einen Staat aus tüchtigen und schlechten Menschen aufbauen, sondern offenbar wird sie zunächst schon die Kleinen durch Kinderspiel prüfen; nach dieser Prüfung aber wird sie sie denen anvertrauen, die imstande sind, sie heranzubilden und die Erreichung dieses Zweckes zu fördern, wobei sie die Leitung und Oberaufsicht selbst in der Hand behält, ganz entsprechend der Weberkunst, die den Kremplern und den übrigen Gewerbsleuten, welche die für das Webegeflechte notwendigen Stoffe vorbereiten, leitend und beaufsichtigend zur Seite steht und einem jeden Anweisung gibt, seine Leistung so zu vollziehen, wie sie es für die Herstellung ihres Gewebes für nützlich erachtet.

Sokrates d. J.: Sicherlich.

Fremdling: Ganz in der nämlichen Weise wird nun auch, wie mir scheint, die Staatskunst, als oberste Leiterin ihre Macht übend, den an das Gesetz gebundenen Erziehern und Pflegern nicht gestatten, andere Übungen anzustellen als solche, durch deren Betrieb man eine dem Wesen der Staatskunst selbst entsprechende edle Seelenverfassung herstellt: dies allein soll die Richtschnur für die Erziehung sein. Und diejenigen, welche sich als unfähig erweisen, eine tapfere und besonnene Sinnesart und was sonst noch auf tugendhaftes Wesen abzielt, sich zu eigen zu machen, vielmehr sich durch die Schlechtigkeit ihrer Veranlagung unwiderstehlich zu Gottlosigkeit, Frevelmut und Ungerechtigkeit hingezogen fühlen, bestraft sie mit Tod und Verbannung und den

schwersten Graden des Verlustes an Vermögen und bürgerlichen Rechten.

Sokrates d. J.: Dergleichen hört man wohl sagen.

Fremdling: Diejenigen aber, welche sich im Sumpfe der Unwissenheit und Gesinnungslosigkeit herumwälzen, erniedrigt sie dadurch, daß sie sie in die Klasse der Sklaven einreiht.

Sokrates d. J.: Sehr richtig.

Fremdling: Was aber die übrigen anlangt, deren Veranlagungen die ausreichende Gewähr bieten, daß sie bei angemessener Erziehung sich für das Edle gewinnen lassen und einer kunstgemäßen Mischung untereinander zugänglich sind, so versucht sie, den Teil von ihnen, der mehr nach der Seite der Tapferkeit hinneigt und dessen harte Sinnesart sie mit dem Zettel vergleicht, und den Teil, der mehr zur Bescheidenheit neigt und ein dickes und weiches und, um im Bilde zu bleiben, einschlagartiges Gespinst verwendet, bei dem Gegensatz, der so zwischen ihnen herrscht, auf folgende Weise miteinander zu verflechten.

Sokrates d. J.: Auf welche?

Fremdling: Dadurch, daß sie zunächst den unsterblichen Teil ihrer Seele durch ein göttliches Band, entsprechend der Verwandtschaft, zusammenfügt, nach dem göttlichen Teil hinwiederum den sterblichen Teil durch menschliche Bande. (Staatsmann 308/09)

Die Erziehung soll also den zur Führung durch erbliche Veranlagung berufenen Volksteil auszulesen suchen. Dabei würde sie stillere, „bescheidene" Edelinge, Menschen der tieferen Betrachtung, finden, und kühne, vordringende Edelinge, Menschen des überlegten tatkräftigen Handelns, so im männlichen wie im weiblichen Geschlecht. Beide edlen Schläge würden zusammen die beste Führerschicht ergeben und, miteinander durch Ehen vermischt, den besten Nachwuchs — denn eine Verbindung von Besonnenheit mit Tapferkeit erscheint Pla-

ton als Kennzeichen der „richtig-gestimmten Seele". (Staat 410)

Platons Zuchtgedanke wie sein Erziehungsgedanke lassen sich begreifen als das Hinstreben zu einem Vorbilde vom Vollkommenen Menschen und das Ringen nach Erkenntnis der Möglichkeiten, wie dieses leiblich-seelische Vorbild im Staate zu verwirklichen sei. Fragen wir uns, in welcher Weise und an welcher Stelle der platonische Zucht- und Erziehungsgedanke mit dem Gesamtdenken Platons zusammenhängt, so zeigt sich — wenigstens soviel ich sehe —, daß Platon selbst sich darüber nie genauer oder systematischer ausgesprochen hat. Es geschah ihm ja auch so, daß er bei zunehmendem Alter immer weniger „Systematiker", immer mehr der Weise wurde. Seine „Gesetze" sind wohl sein weisestes, nicht sein „philosophischstes" Werk. Darum sind sie wohl — wenn ich recht gehört und gelesen habe — manchen Philosophieprofessoren ein wenig peinlich. Hat aber Platon mit zunehmendem Alter Gedankenableitungen und -verknüpfungen immer lässiger, die vorhandenen menschlichen Verhältnisse immer sorglicher behandelt, so möchte ich doch, wenn auch er sich nicht geäußert hat, seinen Zucht- und Erziehungsgedanken sich zwanglos ergeben sehen aus seiner Auffassung vom Wesen der Tugend (Tüchtigkeit).

Für Platon — und nicht nur für ihn, man möchte fast sagen: für jeden echten Hellenen, nicht also für die zur Sprache der Hellenen übergegangene Unterschicht des alten Griechenlands — für Platon wie schon für Pythagoras, von dem Platon manches gelernt hat, war Tugend (Tüchtigkeit) eine Ordnung, sittliche Ordnung, geordnete Überzeugung, die sich aber im Einklang mit der Weltordnung gestaltet hatte. Die Tugend sei ein geordneter Zusammenklang, hatte schon Pythagoras gelehrt. Im „Gorgias" (506) hatte Platon ausgesprochen, die Tugend beruhe auf einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit, die wohlgeordnete Seele sei die sittliche Seele, die ordnungslose sei die unsittliche. Im „Gorgias" (507) hieß es auch, Gemeinschaft, Freundschaft, Ordnung, Besonnenheit und Rechtlichkeit hielten Himmel und Erde, Menschen und Götter zusammen. „Und das All nennt man deshalb Kosmos." Tugend bedeutete dem echten Hellenen eine gewisse Gleichgewichtslage der Seele — immer aber der zugleich mit der Weltordnung, den Naturgesetzen, dem Kosmos übereinstimmenden, zusammenklingenden Seele.

Der Kosmosgedanke der Hellenen erscheint hier vor uns, ein mehr als hellenischer, ein indogermanischer Gedanke, den als solchen der Rechtswissenschafter B. W. Leist zuerst erkannt hat. Diese sinnvolle Ordnung der Welt — rita bei den Indern, urto oder ascha bei den Persern, ratio bei den Römern und Midgard bei den

Germanen — war der Gehalt des Kosmosgedankens der Hellenen, wie ja Kosmos auch mit „Ordnung" oder „wohlgeordnetem Schmuck" zu übersetzen wäre.

Tugend war dem Hellenen eine Ordnung, eine Gestaltung der eigenen Innenwelt im Einklang mit der Gesamtwelt, dem Kosmos. Der Hellene empfand sich als Mensch, der Werte schaffen solle in einer göttlichen Natur; die mittelalterliche Kirche lehrte, der Mensch könne Werte schaffen nur gegen eine Natur, welche ihr als ungöttlich, niedrig, zur Sünde ziehend erschien. Heilig war der mittelalterlichen Kirche, wer die Natur abschwur; edel erschien dem Hellenen, wem Natur der Schauplatz und der Aufruf zum Schönen und Guten war. Welche Fülle der Anschauung und des Gemüts, aber auch welche Verpflichtung gegenüber dem Edlen im menschlichen Leben und dessen Darstellung und fortzeugender Erhaltung durch leiblich und seelisch edle Menschen lag doch darin, daß die Hellenen, wie auch Homer es bezeugt, einzelne unter ihnen lebende Menschen als „göttlich" oder „göttergleich" ehren konnten! Sie waren reich genug, dem edlen Menschen zu geben, was des Gottes ist.

Diese Weltfrömmigkeit, Diesseitsheiligung oder „edelweltliche Diesseitsbejahung" (Kynast), oder wie wir die naturadelnde Frömmigkeit der echten Hellenen bezeichnen wollen — sie bedingte auch das hellenische Gleichgewicht zwischen Leib und Seele, bedingte diese Ehrung

des Leibes und das Verlangen nach Verleiblichung des Schönen und Guten in sich steigernden Geschlechtern. Der Kosmosgedanke mußte für den Menschen demnach so unmittelbar und gleichsam unwillkürlich zum Zuchtgedanken werden, daß Platon als Hellene seine Fassung dieses Zuchtgedankens gar nicht „systematisch" zu „begründen" für nötig erachtet hat. Indem der Mensch auf leiblich-seelische Erbanlagen, auf Rasse und ererbte Tüchtigkeit achtet, ehrt er die göttliche Weltordnung. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir hierin den Kern des platonischen Zuchtgedankens suchen, und diesen Zuchtgedanken als einen Ausdruck der Frömmigkeit Platons begreifen. Er hatte ja ausgesprochen, sich ungeregelt zu vermischen, vertrage sich nicht mit der Frömmigkeit in einer Stadt der Gesegneten (vgl. oben S. 31).

Zum Beschluß erwägen wir, was dies alles denn für uns Gegenwärtige bedeute. — Nun, ich vermute, daß heute, wo Erbgesundheitsforschung (Eugenik, Rassenhygiene) und Rassenkunde (Anthropologie) manche umstürzende neue Einsicht verbreitet haben, dieser und jener auch gegenüber diesem Teile der platonischen Lehre sich sagen muß, was Max Wundt zu Beginn seines Buches „Platons Leben und Werk" (1914)

geschrieben hat: „Von nichts Vergangenem redet, wer heute an Platon erinnert.“ — Wer irgend sich mit den Fragen der Erbgesundheit und der Rasse beschäftigt hat, wer nur einmal über die Vorstellung erschrocken ist, welchen Anblick wohl die Leiber des größten Teiles unserer Mitbürger bieten würden, sähe man sie bei einem Gang durch unsere Städte einmal nackt, der schon wird Platons Zucht- und Erziehungsgedanken verstehen. All diese platonischen Forderungen haben ihre Gültigkeit auch für uns. Wir werden sie nicht mit den von Platon vorgeschlagenen Mitteln und Einzelmaßnahmen durchführen wollen. Uns scheint Platon im ganzen die Freiheit des einzelnen zugunsten des Volksganzen ungebührlich einzuschränken. Keine Erbgesundheitslehre unserer Zeit — dies muß man leider immer noch, selbst vor Gebildeten, betonen — denkt daran, mißgebildete und kränkliche Kinder auszusetzen oder Mißgebildeten, Kranken oder Schwächlichen Hilfe und Pflege zu verweigern oder schon für minder schwere Verbrechen die Todesstrafe zu befürworten. Pflege, Hilfe und angemessene Milde möge jedem ihrer Bedürftigen zuteil werden, so betont die Erbgesundheitslehre; das Recht, Kinder oder überdurchschnittlich viele Kinder zu zeugen, hingegen könne nicht jedem zugebilligt werden. Die Unfruchtbarmachung, also Maßnahmen, welche den Erblich-Minderwertigen aller Stände sich wohl ungehemmt geschlechtlich betätigen lassen, ihm

aber die Möglichkeit der Fortpflanzung nehmen, seien durch Staatsgesetze anzuordnen, gleichzeitig sei aber durch entsprechende gesetzliche Mittel die Mehrung höherwertiger Erbanlagen durch eine größere Kinderzahl der Erblich-Höherwertigen aller Stände zu erreichen.

Im Zusammenhange dieser Darlegung erwähne ich nur im Vorübergehen solche Vorschläge der Erbgesundheitsforschung unserer Tage. Worauf es mir nach allem Vorhergesagten ankommt, das ist dies: Es ist grundsätzlich schwerwiegend und bedeutet für die Nachwelt eines Platon eine Verpflichtung zum Nachdenken, daß einer der umfassendsten und tiefsten Denker aller Zeiten die Bedeutung der Auslese erkannt hat, daß ihm Auslese bedeutungsvoller war als Erziehung, daß er die Ungleichheit der Menschen klar sah und seinen Staat darnach einrichten wollte. Mit all dem hat Platon Lehren ausgesprochen, die immer wieder vergessen und mißachtet worden sind. Immer wieder taucht der sophistische Gedanke auf, daß Tüchtigkeit lehrbar und erlernbar sei, und verdunkelt die platonische Einsicht, daß Tüchtigkeit auf Erbanlagen, auf angeborener Art, beruhe. Der sophistische Gedanke überschattet das Abendland von neuem und immer wieder seit Rousseau und den Lehren der Französischen Revolution. Er hat in der Frage der Hebung und Bildung der Menschen und Völker einen „ruchlosen Optimismus“ gezeitigt — um ein

Wort Schopenhauers zu gebrauchen, desjenigen Philosophen, der gleich vielen tiefer besonnenen Denkern die ausschlaggebende Bedeutung der Erbanlagen nachdrücklich gelehrt hat.

Wir wissen wohl, daß mit Gobineaus Essai sur l'Inégalité des Races humaines (1853—55), mit Galtons Hereditary Genius (1869) und mit Mendels — zwar erst 1900 beachteten — Pflanzenversuchen der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts im Geistesleben des Abendlandes der Gegenschlag gegen den Sophisten Rousseau und seine Vorfahren erfolgt ist. Wir wissen aber ebensowohl, daß die große Menge mit Gobineau, Galton, Mendel, Lapouge und deren Mit- und Nachstrebenden ebensowenig anzufangen verstehen wird wie mit Platon. Es bedeutet dennoch eine Hoffnung, daß von jeher die große Menge sich von wenigen hat bestimmen lassen, und heute erheben sich doch in allen geistigen und politischen Lagern einige wenige, welche von Vererbung und Auslese wissen.

Einige wenige erst — denn immer wieder tauchen neue Pläne auf, wie man den Menschen allein durch Erziehung vervollkommnen könne. Schöne und tüchtige Leiber könne man durch Leibesübungen, schöne und tüchtige Seelen durch Bildung schaffen. Man glaubt — trotz Galton und Mendel — immer noch und immer wieder an eine Art Vererbung erworbener leiblicher Fertigkeiten und geistiger Bildung. Der Fortschritt der Menschheit

lasse sich durch eine immer bessere Ausbildung erreichen. Von Geschlecht zu Geschlecht könne so die Menschheit gesteigert, vervollkommnet werden. Es gibt Menschen, welche diese und jene Sportsmannschaft – also eine Auslesegruppe – bestaunen: solches Ebenmaß, solche Schlankheit, solchen kühnen Schnitt der Gesichter, solche ansprechenden Bewegungen könne man also durch Sport erwerben. Ob sie nicht auf den Gedanken der Auslese verfallen würden, wenn sie sich jeweils die Tausende der Zuschauerschaften bei sportlichen Veranstaltungen, diese nicht ausgelesenen Menschengruppen, einen Augenblick in ihrer Nacktheit dächten? Ob ihnen der Gedanke der Auslese nicht noch näher käme, wenn sie außer dem Leiblichen auch das Seelische ihrer menschlichen Umgebung erwögen? —

Wirft man den Vertretern der Anschauung von der ausschlaggebenden Bedeutung der Erziehung ein, bei der umfassenden Erziehungs- und Bildungsarbeit, welche bisher schon an der Menschheit oder doch ihrem abendländischen Teile ausgeübt worden sei, stelle sich das Ergebnis – die gegenwärtigen Menschen – als ziemlich kläglich dar, als so kläglich, daß ein Schopenhauer die in allen Völkern und Volksschichten sich mehrenden Massenmenschen unseres Zeitalters sogar als „Fabrikware der Natur" empfunden habe — so sagen die Schulungseiferer gerne, daran seien verfehlte Erziehungsgrundsätze schuld. Die allgemeine gleiche Bildung

unserer Zeit werde den vollkommenen Menschen schaffen. So wurde mir neulich (1928) geschrieben, Herriot, der französische Minister des Unterrichts, wolle mit der zu schaffenden école unique erreichen, daß alle französischen Staatsbürger, darunter also nicht nur Nord- und Südfranzosen, sondern auch neueingewanderte Polen, Armenier, Nordafrikaner und Ostasiaten, zu tüchtigen Franzosen würden.

Unter den Männern der Schule und der Volkserziehung befinden sich leider viele, die mit Leidenschaft, ja Unduldsamkeit sophistische Meinungen gegen platonische Erkenntnisse verteidigen zu müssen glauben – auch heute noch, nach Galton und Mendel! Ein bedeutender Vertreter einer lebensgesetzlich (biologisch) begründeten Erziehungswissenschaft, der diese Erziehungswissenschaft durch eigene Untersuchungen erheblich gefördert hat, Wilhelm Hartnacke, schreibt in seinem Büchlein „Organische Schulgestaltung" (1926): „Ich hörte einmal einen führenden entschiedenen Schulreformer in einem Vortrag leidenschaftlich rufen, solche Behauptungen wie die von der ungleichen Begabung der Schichten dürfe man schlechterdings nicht aussprechen. Ich bin der Meinung, man darf es nicht nur, man muß es. ... Wir müssen die gegenwärtig viele Volksgenossen beherrschenden Grundanschauungen, die das ganze staatliche und gesellschaftliche Dasein theoretisch aufbauen wollen auf der mechanischen Gleichberechtigung und Gleichgewich-

tigkeit der Individuen, überwinden. Man hat manchmal das Gefühl, als ob die große Organisation aller Neidgefühle, mit deren Hilfe sich nur allzu viele zu Führern und Verführern von Gruppen und Massen aufschwingen (ich verkenne nicht die große Zahl von ehrlichen Idealisten, die es unter den Führern der Massen gibt), jeden unbefangenen Blick für das Wirkliche, für das tatsächlich Gegebene und Mögliche getrübt habe. Wir kommen nur weiter, wenn statt des Grundsatzes „Einem jeden das Gleiche" das Wort der alten Weisheit gesetzt wird, das in Bremen am Roland eingemeißelt ist: Een jeder dat syne." – Das ist eine platonische Erkenntnis und Forderung. Was kann lebensgesetzliche Einsicht von einer Schulung erwarten, welche die Gleichheit aller Menschen voraussetzt und wähnt, menschlichen Wert lehren zu können? Aus leichtfertigen Annahmen ist immer nur Unheil entsprungen!

Seine tiefe Menschenkenntnis hat den großen Platon vor solcher Leichtfertigkeit bewahrt, wie angeborene und geübte Menschenkenntnis Friedrich den Großen vor solchem „ruchlosen Optimismus" bewahrt haben. Kant erzählt in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" diese kleine Geschichte: „Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer, den er nach Verdiensten schätzte und dem er die Direktion der Schulanstalten in Schlesien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete; „Seitdem, daß man auf den Grundsatz (des

Rousseau), daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut hat, fängt es an, besser zu gehen." – „Ah (sagte der König) mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette maudite race à laquelle nous appartenons." – Kant, der dies erzählt, hat sich über das Verhältnis von Erbanlagen zur Erziehung dahin ausgesprochen, daß der „angeborene Charakter in der Blutmischung des Menschen liegt und auch der erworbene und künstliche nur die Folge davon ist". (Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, 1798.) Shakespeare, Goethe, Schopenhauer und andere aus der Zahl der großen Idealisten haben gedacht wie Kant und Friedrich der Große.

Es ist nicht Sache unserer Betrachtung darzulegen, warum Friedrich der Große und Platon richtiger gesehen haben als Sulzer, zumal sich immer wieder ein Sulzer gegen einen Platon erheben wird, selbst nach Gobineau, Galton und Mendel. Was der von Erblichkeitsforschung und Rassenkunde Belehrte wünschen muß, ist dies: daß der wertvolle Eifer und die wertvollen Erziehertugenden aller gegenwärtigen und künftigen Sulzer sich mit lebensgesetzlicher (biologischer) Einsicht verbänden. Lenz hat in seinen „Biologischen Grundlagen der Erziehung" (2. Aufl. 1927) solche richtunggebende Einsicht vermittelt. Was zu erstreben ist, das ist eine Bildung, welche die erblichen Unterschiede der Menschen bedenkt und zugleich selbst zur Sonderung der Menschen in Tüchtige und Untüchtige beiträgt – ge-

nau wie Platons Erziehungsplan dies bezweckt hat. Und geradeso wie Platon suchen wir durch die Lehre vom Leben (Biologie) Belehrten nach einer Bildung, welche die Erblich-Tüchtigen aller Stände den höheren, die Erblich-Minderwertigen aller Stände den niedrigeren Kinderzahlen entgegenführt.

Es ist gut und wirkt als ein Ansporn mehr, daß uns beim Suchen nach einer Gesittung (Kultur), welche die Steigerung des Menschen durch Auslese bewirken soll, ein Schöpfergeist wie Platon vorangeschritten ist. Wir hören ja immer wieder, wie alle Bestrebungen nach erblicher Ertüchtigung der Menschen von denen, welche die Gleichheit aller Menschen behaupten zu müssen glauben, und von denen, welche die ausschlaggebende Bedeutung der Erziehung behaupten – daß von ihnen erbgesundheitliche Bestrebungen, weil deren Anhänger von Auslese, von Zucht, von Gattenwahl und Kinderzahl reden, als „Materialismus" geschmäht werden. Oft schmähen gerade diejenigen am meisten, welche durch ihre ganze Lebensweise nichts anderes als einen nackten Materialismus bekunden.

Als „Materialismus" wird es uns verdacht, wenn wir von Auslese, von Zucht reden. — Man sagt, damit stellten wir den Menschen dem Tiere gleich. Geflügelzucht, Hundezucht, Viehzucht, Pferdezucht — solche Dinge wollten wir auf den Menschen übertragen. Der Staat werde uns zum „Gestüte", uns „Materialisten".

Wir verweilen einen Augenblick bei diesem Vorwurf „tierischer" Absichten: Ist es nicht der Geist der mittelalterlichen Kirche, der das Tier so entwertet hat, daß es in keinerlei Betrachtung mehr mit dem Menschen verglichen werden könne? Für den Menschen sei es ja kennzeichnend, daß in ihm eine heilige Seele aus einem unheiligen „tierischen" Leibe hinausstrebe. — Demgegenüber wollen wir uns doch diese Frömmigkeit der Germanen und Hellenen wahren, welche im Tiere ebensoviel „Menschliches" sehen konnte, wie die mittelalterliche Kirche im Menschen „Tierisches" sehen wollte. Mit welch reinem — für germanisches und hellenisches Empfinden reinem — Blick vermögen ein Rubens, ein Potter, ein van de Velde, ein Liljefors das Tier zu sehen! Wir erinnern uns an eine Stelle aus dem Selbstgespräch Faustens im Walde vor der Höhle:

Du führst die Reihe der Lebendigen
an mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Es wäre verkehrt zu sagen, so *sollten* die Menschen das Tier sehen, nämlich mitsamt dem Menschen als Teile einer göttlichen Weltordnung. Was sich sagen läßt, ist nur dies: so sieht der echte Germane und der echte Hellene den Menschen, das Tier und das All.

Doch diese Betrachtung des „Tierischen" nur im Vorübergehen! Die Verkennung der Erbgesundheitspflege als einer „tierischen" Bestrebung kann uns nicht irre

machen. Platon war es, der dem griechischen Wort idea seinen philosophischen Sinn verliehen hat, der mit seiner Lehre überhaupt der Begründer des Idealismus geworden ist, der sich lebenslang bemüht hat, das Wesen der Idee und die Rangordnung der Ideen zu erkennen, der endlich dem Reiche der Ideen eine allbeherrschende Geltung zugesprochen hat — und dieser gleiche Platon mußte als Idealist den Gedanken der Auslese denken.

Der Übersetzer von Platons „Staat", Apelt, hat dies richtig erkannt: „Platon ist mit der natürlichen Zuchtwahl durchaus nicht zufrieden, sondern tritt als echter Idealist rücksichtslos für eine künstliche ein." (Anmerkungen zum „Staat", S. 482.) — Wir würden Platons Ziel nicht „künstliche Zuchtwahl" nennen. Es ist ja ein Ziel der platonischen Erziehung, der Jugend einen auslesenden Blick für Leib und Seele der Menschen zu erwecken, so daß diese edle Jugend aus Natur, aus dem Besten ihres ererbten Wesens heraus, das Edelgeartete wähle. Man könnte sagen: Platon fordert als echter Idealist eine Regelung der Auslese nach den in den Naturgesetzen sich offenbarenden Ideen. Dies ist der Kern: nicht regellose, ideenlose Vermischung, sondern ideenhafte Auslese, ideenentsprungene Gattenwahl im Aufblick zum leiblich-seelischen Vorbilde vom reingearteten vollkommenen Menschen. Solche Gattenwahl ist Ausdruck jener Tugend, welche sittliche Ordnung im Einklang

mit dem Kosmos ist. Wir sind wie Platon Bekenner des Auslesegedankens als Idealisten. — Wenn Schiller an Humboldt den stolzen Satz schreibt: „Am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge" (Jonas, Schillerbriefe Bd. VII, Nr. 2042) — so denkt er wohl dabei an die Gestaltung seiner Umwelt und an die Lenkung der Menschen durch eine von Ideen durchdrungene Erziehung. Platon würde bei Aussprechen eines solchen Satzes auch an die Ausleserichtung und deren Bestimmung durch Ideen denken. Nur derjenige Gesetzgeber nämlich vermag – um es mit einem Worte Nietzsches zu sagen – seine Hand auf Jahrhunderte zu drücken wie auf Wachs, der die Richtung der Auslese bestimmt.

Die Philosophieprofessoren haben selten Platons Gedanken über Vererbung und Auslese gewürdigt, sind doch viele von ihnen bewußt oder unbewußt der sophistischen Meinung gewesen, Tüchtigkeit sei lehrbar und erlernbar, haben doch viele von ihnen — mehr als zweitausend Jahre nach Platon — gewähnt, die Menschheit lasse sich durch Bildung vervollkommnen. Dieser Wahn scheint gleichsam der Berufswahn vieler Lehrenden zu sein, ein Wahn zugleich, der mit dem Edelsten im Wesen des Lehrers zusammenhängt, und dem anscheinend nur Lehrende von der Bedeutung eines Platon, Kant und Schopenhauer nicht verfallen. Ein Windelband hat

darüber geklagt, daß Platon gegen Ende seines Lebens nichts Höheres mehr für sein Volk habe erstreben wollen, als daß die Hellenen zu frommen Bauern geworden wären. Windelband vermißte in Platons Staat die Wertschätzung der eigentlichen höheren Bildung. Nun, Platon ist gegen sein Alter hin vielleicht weniger „Philosoph", hingegen mehr Weiser geworden, wie wir das schon betrachtet haben. Er wird es an dem sophistischen Aufklärungszeitalter, das sich selbst als ein so unermeßlicher Fortschritt erschien, erlebt haben, wohin bei Mehrung minderwertiger Erbanlagen in einem Volke alle vermehrte „Bildung" und gar „allgemeine Bildung" führe. Nicht ohne Grund wird er ausgesprochen haben, in Sparta, dem für den „aufgeklärten" Athener bildungsfeindlichen Sparta, sei mehr Philosophie als in Athen: er meinte damit mehr den Lebensgesetzen verbundene Weisheit. Er dachte an die lykurgischen Gesetze mit ihrem Zuchtgedanken und an die wortkarge, tüchtige Vornehmheit der Spartiaten.

Soviel ich sehe, haben unter den Darstellern der Lehre Platons erst Constantin Ritter in seinem „Platon" (Bd. II, 1923, S. 613 ff.) und Andreae in seiner Ausgabe des „Staates" (1925) den züchterischen Kern der platonischen Lehre wahrgenommen. Andreae schreibt: „Die Bedeutung, welche das Blut, die reine Rasse, für den platonischen Staat hat, wird meist gar nicht erkannt. Nur zu gern hält man Platon für einen dog-

matischen und fanatischen Pädagogen, der alles Heil nur von der Erziehung erwartet.... Wie wissend Platon in diesen Fragen war, wissender als fast alle heutigen praktischen und theoretischen Politiker, dafür ist ein äußeres Zeichen schon dies: daß er die Erziehung und die Rassenfrage in zwei gesonderten Staatsentwürfen behandelt." —

Wir sind beim Abschluß unserer Betrachtung angelangt und fassen — ohne Scheu, uns weniger platonisch als in der Redeweise unserer Zeit auszudrücken — das zusammen, worauf es uns ankam: die Frage der Auslese einerseits, die der Erziehung andererseits und nun deren wechselseitige Verknüpfung:

Durch Auslese, d. h. durch Sonderung der Erblich-Tüchtigen aller Stände von den Erblich-Minderwertigen aller Stände bildet sich und durch größere Kinderzahl der Erblich-Tüchtigen wächst ein Volkskern erblich-höherwertiger Menschen. Solche Auslese allein baut aber noch nicht den guten Staat. Erziehung muß dazu kommen. Erziehung wird ebenso nachdrücklich auch von jeder Erbgesundheitslehre unserer Zeit gefordert. Gegenüber verbreiteten Mißverständnissen und Verdächtigungen sei dies deutlich ausgesprochen!

Was aber soll Erziehung leisten? — Sie soll den durch Auslese gewonnenen Menschen mit höherwertigen Erbanlagen die Richtung geben, welche dem Ganzen, Volk und Staat, förderlich ist. Auslese allein baut noch nicht den guten Staat, denn „nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch" — so Goethe (Maximen und Reflexionen), der immer dem Ererbt-Angeborenen das entscheidende Übergewicht zugeschrieben hat.

Welches war doch der Sinn der von Platon geforderten „Hinterlassung von Kindern und Kindeskindern"? — Daß man sie „an seiner Statt zu immer neuen Dienern der Gottheit mache". Schöner und frömmer zugleich sind Auslese und Erziehung nie wieder miteinander verbunden worden. Für die Träger auch der besten Erbanlagen in einem Volke bedarf es der sammelnden Richtung, der Übernahme einer Überlieferung und des Schauenlernens eines ertüchtigenden leiblich-seelischen Vorbildes — eines Vorbildes, geschöpft aus gewordener Geschichte und geltenden Lebensgesetzen.

Eine solche Erziehung dient selbst wieder der Sonderung von Edlen und Unedlen, wie denn die ganze Gesittung (Kultur) Auslese und Mehrung des Erblich-Hochwertigen schaffen soll. Auslese und Erziehung, so in Wechselwirkung verknüpft, beide dem Bilde des Vollkommenen Menschen unterstellt: dies ist der Kern des pla-

tonischen Staatsgedankens. Ein solcher Staat und eine solche ihn erfüllende Gesittung würden nicht, wie bisher die meisten Gesittungen, eben ihre besten Erbstämme durch Kinderarmut der tüchtigsten Sippen verzehren, sondern ihren Sinn in der Bewahrung und Mehrung des edlen leiblich-seelischen Erbes erkennen.

Wie gebildet ein Volk sei, geht aus dem hervor, wieviel von seinen Bildungswerten es in seinen Menschen verleiblicht hat. – Sollte nicht in solcher Weise durch Platon die Frage der Gesittung (Kultur) zum ersten und einzigen Male umfassend oder gar allein-richtig gestellt worden sein? –

Nach Platon kann jedenfalls nur derjenige Staat ein guter Staat heißen, der nicht nur ein Hüter der Grenzen, der Gesetze, der Bildung und der Wohlfahrt ist, sondern auch und mit all dem ein Hüter und Mehrer des tüchtigen Lebens.

Bücher

aus

J. F. Lehmanns Verlag

München

Volk in Gefahr. Der Geburtenrückgang und seine Folgen für Deutschlands Zukunft. Mit 23 ganzseitigen Bildtafeln. 31.–35. Tausend. Preis Mk. 1.–, 10 Stück je Mk. –.80, 100 Stück je Mk. –.70

Ein Buch, das in die Hand jedes Deutschen gehört. Es will über die drohenden Gefahren aufklären und vor ihren Folgen warnen. Wir können es zur propagandistischen und pädagogischen Verwertung nur empfehlen. Preußische Zeitung

Volk und Rasse. Illustrierte Monatsschrift für deutsches Volkstum, Rassenkunde, Rassenpflege. Begründet 1926 Zeitschrift des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene. Schriftleiter: Dr. Bruno K. Schultz, Berlin. Bezugspreis vierteljährlich Mk. 2.–

Mit der siegreichen nationalen Revolution hat sich der Rassengedanke durchgesetzt. Ein weites unermeßliches Feld der Betätigung eröffnet sich nun der Rassenkunde und Rassenpflege und damit unserer Zeitschrift.

Während es bisher in erster Linie Aufgabe des Blattes war, die rassische Zusammensetzung und die Rassengeschichte des deutschen Volkes und seiner Stämme zu klären und dabei nicht nur die körperlichen, sondern auch die geistigen und seelischen Eigenschaften zu berücksichtigen, sollen in Zukunft mehr praktische Arbeiten Aufnahme finden.

Rasse, Geist und Seele. Von Univ.-Prof. Dr. L. G. Tirala, München. Mit 16 Bildtafeln. Geh. Mk. 6.80, Lwd. Mk. 8.–

Tiralas Analyse von Rasse und Persönlichkeit, seine Kritik der Abstammungslehre, Darwinismus und Lamarckismus, unterbaut durch hochinteressante eigene Beobachtungen zur geschlechtlichen Zuchtwahl, seine Darstellung der Entartung und ihrer medizinischen Gründe, sein Versuch, den Untergang der Kulturvölker biologisch zu erfassen und unserer Zeit zu deuten, ist des Interesses weitester Kreise unseres Volkes wert. Ueberall geht die Darstellung in die Tiefe, eine Fülle von Problemen wird der Lösung zugeführt.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Weitere Werke von Prof. Dr. Hans F. K. Günther:

Rassenkunde des deutschen Volkes

85. bis 91. Tausend. 507 Seiten mit 580 Abbild. und 29 Karten. Geh. Mk. 10.—, Lwd. Mk. 12.—, Halbleder Mk. 15.—.

Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes

146. bis 165. Tausend. (Der Volksgünther.) Mit 100 Abbildungen und 13 Karten. Geh. Mk. 2.—, Lwd. Mk. 3.—.

Herkunft und Rassengeschichte der Germanen

5.—7. Tsd. Mit 177 Abb. u. 6 Karten. Geh. Mk. 4.80, Lwd. Mk. 6.–

Rassenkunde des jüdischen Volkes

5.—7. Tsd. 360 Seiten mit 305 Abb. und 6 Karten Geh. Mk. 9.80, Lwd. Mk. 11.70

Rassenkunde Europas

3., verb. u. verm. Aufl. 342 S. mit 567 Abb. u. 34 Karten Geh. Mk. 9.—, Lwd. Mk. 10.80

Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens

Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat u. Rassenherkunft der Indogermanen. Mit 96 Abb. u. Kart. Geh. Mk. 6.–, Lwd. Mk. 7.50

Der Nordische Gedanke

2., umgearb. Aufl. 7.—9. Tsd. Geh. Mk. 4.—, Lwd. Mk. 5.40

Adel und Rasse

2., verm. Aufl. 120 S. mit 122 Abb. Geh. Mk. 4.—, Lwd. Mk. 5.40

Rasse und Stil

2. Aufl. 6.–8. Tsd. 132 S. mit 80 Abb. Geh. Mk. 4.50, Lwd. Mk. 5.80

Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke

4. Aufl. Geh. Mk. 3.—, in Leinen Mk. 4.20

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW